

Putin-Biograf Hubert Seipel antwortet seinen Kritikern

Nummer 2 – 11. Januar 2024 – 92. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 7.40

DIE WELTWOCHEN



Das Jahr des Donald Trump

Der amerikanische Ex-Präsident wird 2024 prägen. Zum Glück.

Roger Kimball

EU will Schweiz einpacken

Brüssel diktiert, Bern kapituliert. *Roger Köppel*

Deutsche Romantik des Widerstands

Die Ahnen der traktorfahrenden Bauernrebellens
heissen Novalis, Heine und Kleist. *Matthias Matussek*

Karl May der Ausserirdischen
Claude Cueni verneigt sich
vor seinem Schriftsteller-Kollegen
Erich von Däniken

Motto 2024:
GESICHT ZEIGEN!
Tickets ab CHF 700.-



18. Alpensymposium

30. & 31. Januar 2024

Interlaken – Victoria-Jungfrau

Das etwas andere Wirtschaftstreffen mit:

- Eugene Chaplin .
- Boris Becker .
- Joschka Fischer .
- Yael Meier .
- Dennis Lück .
- Prof. Dr. Dr. Margit Osterloh .
- uvm .



alpensymposium.ch

Sponsoringpartner



Strategische Partner

Medienpartner



Brüssel diktiert, Bern kapituliert

Bundesrat Cassis und die EU haben sich auf einen neuen Rahmenvertrag geeinigt. Der Entwurf liegt vor. Auf Englisch. Obwohl Grossbritannien gar nicht mehr EU-Mitglied ist. Der Vertrag wäre verheerend für die Schweiz. Die Gefahr aber ist so gross wie nie, dass er durchkommt.

Die EU ist faktisch pleite. Deshalb braucht sie die Schweiz. Als Nettozahler und Migrationsventil für Arbeitsplätze. Das soll der Vertrag sicherstellen. Die Schweiz würde sich zudem verpflichten, EU-Recht zu übernehmen. Im Streitfall hätten EU-Richter das letzte Wort in unserem Land.

Hat da jemand Kolonialvertrag gesagt?

Niemals hätte der Bundesrat solchen Forderungen zustimmen dürfen. Er hat sie aber akzeptiert aus Angst, die EU zu verärgern. Angst produziert Unehrllichkeit: Den Schweizern erzählt man, der Vertrag sei in ihrem Interesse. Das aber ist er nicht. Die Schweiz würde zum Anhängsel, zur EU-Kolonie.

Nur dank der SVP und den Gewerkschaften konnte das Unheil bisher abgewendet werden. Aus der Wirtschaft regt sich ebenfalls Widerstand, doch die grossen Verbände sind dafür. Schätze ich die Situation richtig ein, könnte die Gegenwehr bald einbrechen. Geben die Gewerkschaften nach?

Zu befürchten ist es. Gewerkschaftsboss Pierre-Yves Maillard hält zwar in Interviews nach wie vor dagegen, doch ist sein Motiv stark genug? Die Linke hat Angst, zu Recht, ihre sozialen Errungenschaften fielen durch den EU-Vertrag dahin. Deshalb fordert Maillard von Brüssel Garantien. Noch bekommt er sie nicht.

Das kann sich ändern. Die bürgerlichen EU-Skeptiker gehen davon aus, dass man die Gewerkschaften mit der Aussicht auf Mindestlöhne für den Rahmenvertrag gefügig macht. Benutzt Maillard den Vertrag als Hebel, um Mindestlöhne und andere gewerkschaftliche Forderungen durchzudrücken?

Doch Maillard macht einen Denkfehler. Die EU will «dynamische» Verträge, die sie einseitig abändern darf. Wie sicher sind soziale Garantien, die ausschliesslich von jener Vertragsseite

abhängen, die den Vertrag jederzeit in ihrem Sinn ändern und alle Ausnahmen wieder streichen kann?

Knicken die Gewerkschaften ein, sehe ich für die EU-Gegner schwarz. Das Parlament will die Anbindung. Die Mehrheit der FDP ist ebenfalls dafür. Die Mitte hat keine klare Haltung und wird im Zweifel dort mitmachen, wo die Mehrheit ist. Die SVP allein ist zu schwach, um die Unterwerfung zu stoppen.

Jammervoll ist die Unentschlossenheit der Liberalen. Die FDP hat den «freisinnig-demokratischen Rechtsstaat Schweiz» (Willy Bret-

Schon 1992 jonglierten sie mit Untergangsszenarien. Nichts davon trat ein.

scher) aufgebaut, seine Unabhängigkeit verteidigt. Den alten Freisinnigen war klar: In der Schweiz bestimmen die Schweizer, nicht ausländische Kommissare.

FDP-Präsident Thierry Burkart fordert die Unterwerfung. Weil es bequemer ist. Die Wirtschaftsverbände gehorchen den Grosskonzernen, in denen Nichtschweizer Manager den Ton angeben ohne Musikgehör für die Schweiz und die direkte Demokratie.

SVP allein auf weiter Flur? Die Volkspartei ist auf die Hilfe von Unternehmern und unabhängigen Organisationen wie Kompass/Europa oder Pro Schweiz angewiesen. Die Medien weibeln für den EU-Vertrag, am extremsten die *Neue Zürcher Zeitung*, Zentralorgan der EU-Freunde.

Einst konnten sich Christoph Blochers Mitstreiter auf die Bevölkerung verlassen. Gegen eine Übermacht von Befürwortern brachte Blocher 1992 ein hauchdünnes Nein zustande gegen den Beitritt der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR), der Vorstufe zur EU.

Inzwischen sind über dreissig Jahre vergangen. Die Schweiz hat sich verändert. Hunderttausende sind eingebürgert worden, vor allem Deutsche. Sie haben ein anderes Ver-

hältnis zur EU, weniger kritisch, aus Gründen der eigenen Geschichte. Werden sie in einer Volksabstimmung den Ausschlag geben?

Es wäre eine bittere Ironie. Ausgerechnet die Deutschen, die ihrer Heimat den Rücken gekehrt haben, weil sie in der Schweiz ein besseres Deutschland sahen, ausgerechnet sie könnten die Schweiz nun ins gleiche EU-Schlamassel stossen, dem sie doch eigentlich entkommen wollten.

Die Gefahr ist gross. Der Rahmenvertrag wäre das Ende der Schweiz, wie wir sie kennen. Unsere Unabhängigkeit wäre dahin, die direkte Demokratie reine Folklore. Die Schweizer, Indianer im eigenen Land, könnten nur noch abnicken, was andere für sie in Brüssel bestimmen.

Die Verfechter der Unterwerfung spielen es routiniert herunter. Wir seien doch immer noch frei, ohne den Vertrag aber ginge unsere Wirtschaft ein. Schon 1992 jonglierten sie mit Untergangsszenarien. Nichts davon trat ein. Bereits damals gab es für die Schweiz ein Leben ausserhalb der EU.

Sollten die Gewerkschaften fallen und der Vertrag zustande kommen, wäre dies aus liberaler Sicht der Super-GAU. Ein grosser Trumpf der Schweiz sind die freien Arbeitsmärkte. Im Zuge der EU-Masseneinwanderung ist diese Freiheit bereits massiv beschnitten worden.

Käme nun Maillard auch noch mit seinen Mindestlöhnen durch, wäre die Verbrüsselung der Schweiz Tatsache: Neben der Zwangsjacke der «flankierenden Massnahmen» hätten wir den Mindestlohn sowie den Schwitzkasten eines Rahmenvertrags. Gift für den Wohlstand.

Vielleicht muss es einem Land erst viel schlechter gehen, damit es merkt, was ihm eigentlich guttut. Die Schweiz steht auf der Kippe, der EU-Vertrag droht durchzurutschen. Es wird heroische, fast übermenschliche Anstrengungen der Gegner brauchen, um diesen Absturz zu verhindern.

Der frühere SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz sagt es so: Brüssel diktiert. Bundesbern kapituliert. Die EU will die Schweiz einpacken. Darum ist Widerstand Pflicht. R. K.

Donald J. Trumps Comeback, Formcheck der Schweizer Fraktionschefs, Putin-Kenner und Dokumentarfilmer Hubert Seipel kontert Vorwürfe, Claude Cueni würdigt Bestseller-Phänomen Erich von Däniken, Matthias Matussek über die deutsche Romantik des Widerstands

2024 wird von einer Person geprägt werden: Donald J. Trump. Seit drei Jahren ist er nur noch Privatmann. Dennoch ist er die bekannteste Persönlichkeit der Welt. Überall stellt man die quälende Frage: Was, wenn Trump ins Weisse Haus zurückkehrt? «In den letzten Monaten, als Trumps Profil immer grösser wurde, spürte man ein neues Element von Kalkül und Vorsicht bei den Staats- und Regierungschefs von Putin und Xi bis Macron und Scholz. Sogar die Ajatollahs zeigen eine neue Nervosität», schreibt Kolumnist Roger Kimball. Er erklärt, welche Kräfte ein Comeback von Trump verhindern wollen und wie man sich auf Trump 2.0 vorbereitet. **Seite 12**

Eine Bundesratspartei hat vier wichtige Jobs zu vergeben: einen Sitz in der Landesregierung, den Parteipräsidenten-Posten, den Generalsekretär sowie den Fraktionschef. Diese Kader entscheiden, wie sich eine Partei der Öffentlichkeit präsentiert. Nach den Wahlen kommt den Leitern der Bundeshausdelegationen ein besonderes Augenmerk zu. Sie müssen sich durchsetzen, damit ihre Ratskollegen den Interessen ihrer Parteien im Parlament zum Durchbruch verhelfen. Dazu kommt die Frage, welchen Kurs National- und Ständerat einschlagen. Geht er mehr nach rechts oder mehr nach links wie in der letzten Legislatur? Die *Weltwoche* stellt deshalb die Fraktionspräsidenten vor und zeigt auf, was von ihnen zu erwarten ist und mit welchen Herausforderungen sie zu kämpfen haben. **Seite 18**



Weltstar der Prä-Astronautik: Erich von Däniken.

Kein deutscher Journalist kannte Wladimir Putin besser, traf ihn öfter, kam ihm näher als Hubert Seipel. Seine TV-Dokumentationen wurden hochgerühmt und mit Preisen ausgezeichnet. Seine Bücher über den Kremlchef erzielten hohe Auflagen. Doch dann wurde «enthüllt», dass sich Seipel vom Kreml habe bezahlen lassen. Beweise? Dürftige bis keine. In der *Weltwoche* nimmt Seipel zum ersten Mal selbst Stellung zu den Vorwürfen gegen ihn. **Seite 26**

Der Berner Hotelier Erich von Däniken hat mehr Bücher verkauft als alle lebenden Schweizer Autoren zusammen: 67 Millionen Exemplare in 32 Sprachen. Jetzt legt der phänomenale Erzähler und Weltstar der Prä-Astronautik sein 47. Werk vor. Auf 240 Seiten präsentiert er «Die ultimativen Belege für den Besuch von Ausserirdischen», die er seit seinem Erstling «Erinnerungen an die Zukunft» (1968) zusammengetragen hat. Der Basler Bestseller-Autor Claude Cueni liefert die längst fällige Würdigung dieses grossen Schweizer Schriftstellers und Forschers. **Seite 34**

Die Romantik gilt weltweit als «deutsches Gefühl». Gleichzeitig mit den Weimarer Klassikern Goethe und Schiller machten sie sich auf den Weg, die Verhältnisse zum Tanzen zu bringen, Novalis, Schlegel, Schleiermacher und Co. Sie waren die stürmende Protestgeneration gegen eine Welt der Zwecke und der beginnenden Industrialisierung. Sie streuten Blumen ins Getriebe, frühe Hippies, aber unendlich gebildet, schwärmerisch, naturverbunden. Unser Autor Matthias Matussek hat sich auf ihre Spuren begeben und erschüttert erlebt, wie ausgerechnet die Grünen dieses Erbe veraten, ja, wie sie für ihre Windmühlen die deutschen Naturlandschaften aufs Brutalste plattmachen – wie gerade den grimmschen Märchenwald in Hessen. Er empfiehlt, diese Protestklassiker neu ernst zu nehmen: «Romantisieren wir!» **Seite 51–58**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigend@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



FREE ENTRY!

VIP TICKETS & CHUKKER CLUB GRANDSTAND **BUY HERE**

snowpolo-stmoritz.com
+41(0)79 953 51 31
info@snowpolo-stmoritz.com



26-27-28 JANUARY 2024
on the frozen lake of St. Moritz



#snowpolo

🌐 snowpolo-stmoritz.com

📘 snowpolostmoritz



Kontext, bitte: Claudine Gay. Seite 25



Junge geniale Männer: «Im Walde» (um 1848). Seite 51



Motz und Trotz: Jenna Ortega. Seite 38

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Rasende Bauern
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Pascal Crittin
- 10 Bern Bundeshaus
Spass im Schnee und glückliche Witwen
- 12 Das Jahr des Donald Trump
Seine mögliche Rückkehr elektrisiert die internationale Politik
- 14 Weisheit des Herzens
Winterfrühling
- 15 Wandelhalle
- 16 Mörgeli Interkultureller Gewaltberater
- 16 Wird der Bauer unbequem, ist er plötzlich rechtsextrem
Die deutschen Bauern und die Medien
- 17 Peter Bodenmann Aus Kriegen lernen
- 18 Formcheck der Fraktionschefs
Grüne erfolgreicher als SVP, Mitte driftet weiter nach links
- 20 Völkermord in Gaza?
Die Hamas begeht Genozid, nicht Israel
- 21 Zara Tindall Sport, Spass und Hunde
- 22 Stern des Fernen Ostens
Plötzlich wollen alle mit Vietnam befreundet sein
- 24 Fondation Hirondelle
Schweiz finanziert fragwürdige Stiftung
- 25 Lichtblicke Eine Frage des Kontexts
- 26 Hubert Seipel
Jeder Krieg hat eine Vorgeschichte
- 29 Kurt W. Zimmermann
Schlossgespenst und Machtfaktor

- 30 Europas verdeckte Schuldenkrise
Zinserhöhungen in der Euro-Zone
- 32 Amerikas Aussenposten
Finnland tut, was die USA verlangen
- 33 Fulvio Haefeli
Skandalurteil aus St. Gallen
- 34 Karl May der Ausserirdischen
Claude Cueni würdigt Erich von Däniken
- 35 Das kommt teuer
SRF-Paar macht Ferien
- 36 Kronprinz für die nationale Aufrüstung
Frankreichs neuer Premier Gabriel Attal
- 37 Anabel Schunke
Guter Protest, schlechter Protest
- 38 Motz und Trotz
Jenna Ortega wird als Wednesday Addams zum Vorbild einer Generation
- 40 Vom Rufmord in den Ruin
Kampagne gegen kritischen IV-Gutachter
- 41 Brief aus Warschau
Aaron Agnolazza
- 42 Oskar Lafontaine
Brauchen wir eine europäische Atomstreitmacht?
- 43 Corona Null-Transparenz bei Impf-Deals
- 44 Idole Mario Zagallo,
Franz Beckenbauer
- 45 Tamara Wernli
Verwandle dich in ein Ungeheuer
- 46 Ein Mann wie ein Erdbeben
Wer ist Andrew Tate?
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe
Günther Fielmann, Heinrich L. Wirz
- 50 Beat Gygi
Die Botschaft der grossen Traktoren

DEUTSCHLAND: ROMANTIK

- 51 Deutsche Romantik des Widerstands
Über den deutschen Genius und seinen Drang, die Welt zu verändern

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Imperien-Dämmerung
Neuer Blick auf den Zweiten Weltkrieg
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Die Kunst des Suchens
Oper «Dead Man Walking»
- 68 Fernsehen «SRF bi de Lüt»
- 68 Film «The Beekeeper»
- 69 Songs für die Ewigkeit
«While My Guitar Gently Weeps»
- 70 Pop Züri West
- 71 Architektur Gegen Wegwerf-Architektur
- 71 Jazz Oscar Peterson Trio

LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt / Unten durch
- 75 Sex
- 76 Zeitzeichen Woke Faschos
- 77 Häuser / Thiel Selbstverachtung
- 78 Bei den Leuten Freude am Schenken
- 80 Essen «Savoy Hotel Baur en Ville»
- 80 Wein Duft des Mistrals
- 81 Auto Urknall
- 81 Objekt der Woche
- 82 Das indiskrete Interview Andreas Glarner



DIE WELTWOCH

Weltwoche Digital

Vielen Dank für Ihre Treue!

weltwoche.ch



Rasende Bauern

Zu Hunderttausenden protestieren deutsche Landwirte auf Autobahnen und in Städten. Platzt auch ihren Schweizer Kollegen bald der Kragen? Grund dafür gäbe es.

Rolf Gerber

Deutschlands Bauern tun Unappetitliches. Sie hindern den für die Landwirtschaft zuständigen Vizekanzler Robert Habeck am Verlassen der Fährde und wünschen ihn lieber zurück ins Pfefferland als an die Hebel seiner Regierungsmacht. Sie blockieren Häfen, Strassen, Städte und Brücken. Sie behindern den gesellschaftlichen Tagesablauf so unverschämt wie Klimakleber.

Warum zum Teufel tun sie dies? Ausgerechnet die Bauern, Inbegriff einer staatstragenden Klasse, Gewähr für Heimatgefühl, Dorfgemeinschaften, Vereinsleben, Folklore und Gebräuche, einst genannt «Blut und Boden». Nun jammern sie in die Mikrofone der Journalisten, klagen über Existenzängste und Frustration und steigen danach vom kalten Stadtbeton zwei Meter hoch in die vollklimatisierte Kabine ihrer blitzblanken Hightech-Monster von Fendt und Ford, Claas und Ferguson.

Generalstabsmässig organisiert, sind sie von all ihren verstreuten Riesenhöfen dem Ruf ihrer Organisatoren gefolgt und haben die mächtige Armada ihrer Traktoren in Marsch gesetzt. Und all dies wegen der beabsichtigten Verteuerung ihres Diesels, den sie in rauen Mengen zur Bewirtschaftung ihrer Farmen benötigen. War dies nun der berühmte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte?

Am Gängelband

Vertreter des «Nährstands» der Nation outen sich neu als Wähler der AfD, ja, einige der Empörten sympathisieren offen mit den «Freien Bürgern», die mit dem Staat bereits ganz gebrochen haben. Und Robert Habeck schwadroniert über die «demokratische Entgrenzung», die hier geschehe, und befürchtet bäuerliche Umsturzpläne.

«Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral!», hat Bertolt Brecht vor rund hundert Jahren gerufen. Nicht aus Liebe zu den Bauern und nicht aus Solidarität mit ihnen, sondern aus purem Überlebenswillen für das Volk. Und dieses «Fressen» haben ihm, den Arbeitern wie den Bürgerlichen, die einheimischen Bauern geliefert. Die deutschen Bauern haben willig



Nabelschnur der Nation.

mitgemacht beim deutschen Aufschwung, haben die stets effizientere Technik eingesetzt. Sie haben ihre Höfe vergrössert, sie haben den damit verbundenen Strukturwandel bewältigt – entweder als Gewinner oder als Verlierer. «Wachsen oder weichen» hiess das Motto. Der Staat hat sie finanziell gefördert, aber auch gefordert. Aus der finanziellen Nabelschnur wurde ein straffes, enges Gängelband mit Vorschriften, Anreizen und Verboten.

Die Bauern sind nicht mehr Bauern: Sie wurden in eine arbeitsteilige, skalierte Welt hineingepresst, wo sie nicht hingehören und wo sie sich nicht wohl fühlen. Bauern sind abhängig von der Natur, sie leben in und von ihrer Umwelt, und sie können von ihr nur so viel beziehen, wie sie ihr – zusammen mit Sonne, Luft und Wasser – wieder zurückgeben. Ihre Tiere liefern nicht nur die begehrten Filetstücke, sondern auch Knochen, Schwänze, Pfoten und Innereien. Obstbäume brauchen Jahre, bis sie zu einem Ertrag gelangen. Die bäuerliche Produktion ist von Wind, Wetter, Tagesrhythmus und Jahreszeiten abhängig. Missachten die Bauern solche Gesetzmässigkeiten, verlieren sie die Authentizität, verletzen die Regeln der Nachhaltigkeit und verscherzen sowohl die Sympathie des Volkes wie auch der Konsumenten. Und dies endet im heillosen Konflikt auf Berlins Strassen. Mit Ärger, Hass, Wut und Frustration auf allen Seiten.

Vertreter eines Wirtschaftssystems, das die Bauern aus diesen Regelkreisen drängt, müssen sich nicht wundern, wenn der bäuerliche Fort-

schrift nur gegen einen fatalen Seelenverlust zu haben ist. Die Bauern stecken in der Zwickmühle. Schon Karl Marx hat erkannt, dass sie nicht in sein Klassenschema passen. Bauern sind zwar kapitalabhängige Unternehmer und damit auf der Seite der «bösen» Kapitalisten. Sie sind aber gesellschaftspolitisch nicht so sehr Ausbeuter, sondern vielmehr ebenso Ausgebeutete wie die Klientschaft von Marx.

Schweizer Schutzsystem

Auch Schweizer Bauern protestieren. Sie leben im selben Dilemma wie jenes, das ihre deutschen Berufskollegen quält. Aber hierzulande hat der Staat, zwar mangelhaft, teils ineffizient, bürokratisch und widersprüchlich, aber doch grosszügig und kontinuierlich ein Schutzsystem für die Bauern gegen die Trends aufgebaut, welche die deutschen Berufskollegen zum Rasen bringen. Doch lange wird dies auch nicht halten.

Das Mass ist auch bei uns bald voll. Eine Zehn-Millionen-Schweiz können die Schweizer Bauern ohnehin nicht mehr ernähren. Wenn sie unter solchen Umständen als Produzenten marginalisiert werden und nur noch als ländliche Sympathieträger und Landschaftspfleger missbraucht werden, dürfte auch ihnen der Kragen platzen. Frustration ist die Vorstufe der Resignation. Burnout, Scheidungen und Suizid bedrohen auch unsere Bauern.

Rolf Gerber ist diplomierter Agrar-Ingenieur und ehemaliger Chef des Landwirtschaftsamtes des Kantons Zürich.

Lieber Pascal Crittin

Offenbar haben Sie als Direktor des welschen Fernsehens Ihren Laden nicht im Griff. Einer Ihrer Programmverantwortlichen hat entschieden, dass Filme mit Gérard Depardieu nicht mehr programmiert werden, weil dessen angebliche Verfehlungen gegenüber Frauen beim Publikum ein Unwohlsein provozieren könnten. Ohne Rücksprache mit oben. In ganz Europa schütteln Medienexperten den Kopf.

Auch Ihr Publikum ist laut einer Umfrage zu fast 80 Prozent der Meinung, die Depardieu-Filme müssten im Programm bleiben. Und was machen Sie? Schweigen. Dabei erwartet das Land eine direktoriale Erklärung. Oder eine Entschuldigung.

Denn Sie haben mehrere Fehler gemacht: erstens die Unschuldsvermutung nicht beachtet. Nicht abgewartet, was die Untersuchungen zu den Anschuldigungen ergeben. Dann: Nicht berücksichtigt, dass die Filmausschnitte, die Depardieu in Nordkorea als sexistisches Läst-



Erinnerungen an Unrechtsregime:
RTS-Direktor Crittin.

maul zeigen, für den Papierkorb bestimmt waren, aber von jemandem den Medien vorgespielt wurden.

Sie haben alle Mitarbeiter der betroffenen Filme abgestraft. Und haben dem verhängnisvollen Trend nachgegeben, der in gewissen feministischen und linken Kreisen grassiert,

bei dem jede Denunziation durch eine Frau automatisch Verurteilung bedeutet. Und zur Hexenjagd gegen einen grossen Schauspieler führen kann, die Präsident Emmanuel Macron öffentlich verurteilt hat. Allerdings mit der Folge, dass alle Macron-Gegner jetzt noch schärfer gegen Depardieu schiessen.

Das Ganze erinnert an Prozesse in Unrechtsregimes, wo eine Anschuldigung genügt, um ein Todesurteil auszusprechen. Exekutiert wird heute nicht mit dem Gewehr, dafür umso effizienter in den sozialen Medien.

Ihr schwerster Fehler: Sie denken und handeln nicht mehr im Interesse des Publikums, sondern nach den strengen moralischen Ansprüchen einiger aktivistischer, junger, woker Mitarbeiter. Das ist nicht gut. Für die ganze SRG nicht.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Spass im Schnee und glückliche Witwen

Immer mehr Lohn, immer mehr Privilegien.
Der Bundesrat nimmt sich, was er kann.

Wenn Bundesrat Albert Rösti erfolgreich ist mit dem Plan, die Haushaltsgebühr für die SRG von 335 auf 300 Franken zu senken, spart er Geld. Bundesräte sind nicht von der Radio- und TV-Abgabe befreit. Ebenso wenig von den Steuern.

Das war es allerdings auch schon mit den Parallelen zum einfachen Volk. Wer in die Landesregierung gewählt wird, geniesst neben einem satten Gehalt und einer lebenslangen finanziellen Absicherung für sich und seine Familie zusätzliche Privilegien. Und es werden immer mehr davon.

Für Aufregung sorgte kürzlich das «Ski-GA» der Schweizer Bergbahnen im Wert von rund 4300 Franken. Bisher hatte der Verband Seilbahnen Schweiz allen Bundesräten einen solchen Pass geschenkt. Ein problematisches Präsent, denn der Verband könnte früher oder später einen Wunsch an die Politik haben, und der Bundesrat würde als vorgekommen gelten.

Die Lösung: Das Geschenk wird nicht länger angenommen, den Skipass gibt es aber weiterhin – neu finanziert von den Steuerzahlern. Sechzig Tage pro Jahr müsste ein Magistrat auf den Pisten stehen, um das Ticket herauszuschlagen. Bisher gibt es keine offizielle Erklärung, weshalb der schweizweite Spass im Schnee für Bundesräte unverzichtbar sein soll. Die Massnahme kostet mit 30 000 Franken zwar nicht die Welt. Gleichzeitig ist aber für viele Familien in der Schweiz schon ein einzelner Skiurlaub unerschwinglich.

Verführerische Goodies

Finanziell gewichtiger ist eine andere Entscheidung. 2026 soll die Witwenrente in der Schweiz zusammengestrichen werden. Hinterbliebene erhalten sie nur noch, bis das jüngste Kind das 25. Altersjahr erreicht hat. Das Sparpotenzial wird auf eine Milliarde Franken pro Jahr geschätzt. Ausgereizt wird es aber nicht, denn die Mitglieder des Bundesrats, des Bundesgerichts und der Bundeskanzlei sind



Wie der damalige Adel: Amherd in Wengen.

von der neuen Regelung ausgenommen. Beim Ableben des Ehepartners fliessen dort weiterhin 142 000 Franken pro Jahr.

Die Möglichkeit, sich selbst solche Goodies zu verschaffen, ist verführerisch. Am Stammtisch schafft sich der Bundesrat damit keine Freunde. Dennoch bedient er sich mit beiden Händen überall, wo er Vorteile sieht.

Dabei geht es den Regierungsmitgliedern finanziell nicht so schlecht, dass ein Skitag auf eigene Kosten nicht drin läge. Seit dem 1. Januar 2024 verdienen Bundesratsmitglieder dank eines Teuerungsausgleichs von 1 Prozent 472 959 Franken. Das sind fast 5000 Franken mehr als im Jahr zuvor. 2023 spülte der Teuerungsausgleich sogar über 11 000 Franken mehr in die Lohntüte. In beiden Fällen hatte sich der Bundesrat diese Massnahme selbst verordnet.

Nimmt man die Spesenpauschale von 30 000 Franken dazu, ist die halbe Million Franken Jahresgehalt überschritten. 2002 waren es noch 400 000 Franken gewesen. Die Summe scheint

im Vergleich mit den Spitzengehältern in der Privatwirtschaft zwar nicht überrissen. Allerdings kommt im Fall der Bundesräte eine Flut von weiteren Leistungen dazu.

Das Erstklass-GA, das sich nach der Amtszeit kostenfrei verlängern lässt, Flüge in der First Class mit der Swiss, ein Repräsentationsfahrzeug, das auch in der Freizeit genutzt werden kann, ein zusätzlicher privater Dienstwagen, ein kostenloses Handy- und Festnetzabo, eine kostenlose Multimediainfrastruktur aus Radio, TV und Computer: Die Liste ist lang, aber nicht abschliessend.

Österreicher bekommen die Hälfte

Vor einem Jahr wollte der Aargauer SVP-Nationalrat Thomas Burgherr in einem Vorstoss wissen, ob diese Privilegien noch zeitgemäss seien. In seiner Stellungnahme befand der Bundesrat, es dränge sich «keine Überprüfung dieser Leistungen auf», denn sie seien «der mit dem Amt einhergehenden Verantwortung und Verfügbarkeitsanforderungen» angemessen.

Verantwortung tragen und verfügbar sein müssen auch die Bundesminister im Nachbarland Österreich. Dort reicht aber ein einzelner Dienstwagen, für den sie zudem monatlich 1,5 Prozent des Anschaffungspreises selbst bezahlen. Ihr Jahresgehalt beträgt etwa die Hälfte dessen, was die Kollegen in der Schweiz erhalten.

Der Solothurner SVP-Nationalrat Rémy Wyssmann hat Widerstand angekündigt. Ins Auge sticht ihm vor allem die Ausnahmeregelung rund um die Witwenrente. Der Bundesrat verhalte sich damit «wie der damalige Adel». Wyssmann kündigte an, seine Partei dagegen in Stellung zu bringen.

Es wäre nicht der erste Versuch, eine Regierung zu disziplinieren, welche die Bodenhaftung zu verlieren scheint. Das Parlament schraubt aber erfahrungsgemäss nicht gern an den Privilegien auf der Regierungsbank. Schliesslich könnte man eines Tages selbst dort sitzen.



fotolia.com © bepsphoto



fotolia.com © Ivan Floriani



fotolia.com © javarman



VIP-Kulturreise: Puccinis «Turandot» an der Scala Anna Netrebko als Prinzessin in Mailand

Die lombardische Metropole Mailand fasziniert mit Kunst, Architektur und internationalem Flair. Erleben Sie auf dieser Reise die Stadt der Sinne, vom majestätischen Dom bis zur glamourösen Galleria Vittorio Emanuele II. Als krönender Höhepunkt erwartet Sie an der Scala die Premiere von Puccinis «Turandot» mit Anna Netrebko in der Hauptrolle.

Nach dem Check-in im zentral gelegenen 4-Sterne-Hotel «Cavour» erkunden wir Mailands Highlights, darunter den imposanten Dom, die Galleria Vittorio Emanuele II und das historische Castello Sforzesco. Der Ausflug klingt mit einem gemütlichen Abendessen aus.

Am nächsten Tag bietet der Besuch des Doms mit seinen Terrassen und des «Museo Teatrale alla Scala» unvergessliche Einblicke in die Vergangenheit und Gegenwart dieser beiden besonderen Bauwerke. Abends erreicht die 3-tägige Reise ihren Höhepunkt: die Premiere von Puccinis «Turandot» an der weltberühmten Scala mit der herausragenden Anna Netrebko als Prinzessin Turandot. Erleben Sie kraftvolle Facetten und die unvergleichliche Arie «Nessun dorma».

Giacomo Puccini (1858–1924), ein bedeutender Opernkomponist, debütierte 1884 an der Scala mit «Le Villi» und schuf Meisterwerke wie «Manon Lescaut», «La Bohème» und «Tosca». «Turandot», unvollendet bei Puccinis Tod, wurde von Franco Alfano vervollständigt und feierte 1926 ebenfalls an der Scala Premiere.

Anna Netrebko, die weltbekannte russische Sopranistin, präsentiert mit beeindruckender Bühnenpräsenz und charismatischer Ausstrahlung die kraftvolle Oper, während Daniel Harding für die musikalische Leitung sorgt. Tauchen Sie auf unserer 3-tägigen Leserreise ein in ein exklusives Erlebnis der Opernkunst in der einzigartigen Atmosphäre der Scala!

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Mailand und die Scala»

Reisetermine:

24. bis 26. Juni 2024

Leistungen:

- Zugfahrt in der 1. Klasse Zürich – Mailand – Zürich
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Cavour»
- 1 Abendessen in ausgewähltem Restaurant
- Ausflug «Sehenswürdigkeiten der lombardischen Metropole»
- Puccinis «Turandot» im Teatro alla Scala mit Anna Netrebko (Parkett- bzw. Tribünenplätze, 1. und 2. Kategorie)
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung und ausführliche Unterlagen

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Dom und Museo Teatrale alla Scala», inkl. Eintritt und Mittagessen: Fr. 90.–

Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 1780.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 2080.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 350.–
Ermässigung bei Eigenanreise:	Fr. 200.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Das Jahr des Donald Trump

Die Welt startet nervös ins 2024. Ob Biden, Putin, Xi, Scholz oder die Mullahs: Alle blicken auf Trump. Die mögliche Rückkehr des Ex-Präsidenten elektrisiert die internationale Politik. Gut so!

Roger Kimball

Einige Politiker haben es, andere nicht. Charisma ist keine Voraussetzung für politischen Erfolg. Der Beweis ist Joe Biden, der, während ich dies schreibe, immer noch im Weissen Haus sitzt. Dennoch ist Charisma ein grosser Vorteil für einen Politiker. Der Begriff ist schwierig zu definieren. Es ist nicht dasselbe wie Kultiviertheit, sozialer Schliff, Redefertigkeit oder Finesse. Um das zu belegen, brauche ich nur den zeitgenössischen Politiker mit dem höchsten Mass an Charisma anzuführen: Donald Trump. Trump ist heute nur noch ein Privatmann. Aber er ist wahrscheinlich die bekannteste Persönlichkeit der Welt.

Gewissheiten der Schnatterklasse

Am vergangenen 5. Januar eröffnete Joe Biden die Wahlkampagne um die Präsidentschaft mit dem Thema Donald Trump und dessen angeblicher Rolle bei den Protesten vor dem und im Kapitol am 6. Januar 2021. Die Rede wurde von allen Seiten als aufgeblasenes Potpourri verspottet. Nicht nur, dass er die Geschehnisse während des zweistündigen Protests masslos übertrieb. Er stützte sich auch stark auf die gängige linke Ansicht, dass Trump ein Diktator im Wartestand sei.

Das Problem bei diesem Narrativ ist, dass die Wähler es nicht glauben.

Viele waren zunächst schockiert über die Ereignisse des 6. Januar. Doch je mehr Zeit vergeht – und je mehr Videomaterial von diesem Tag veröffentlicht wird –, desto mehr verstehen die Menschen, dass es sich bei dem Ereignis weitgehend um eine inszenierte, dem Reichstagsbrand ähnliche Veranstaltung handelte, die grösstenteils von Deep-State-Akteuren und nicht von Trump-Anhängern angezettelt wurde. Ausserdem wissen die Menschen, was sie von Trump als Präsidenten erwarten können, weil er schon einmal Präsident war. Die Linke sagt immer wieder, er sei diktatorisch, «buchstäblich Hitler» und so weiter. Aber niemand glaubt es, weil er nicht autoritär gehandelt hat.

In «The Importance of Being Earnest» lässt Oscar Wilde eine seiner Protagonistinnen feststellen, dass «ein Mann, über den viel ge-

sprochen wird, immer sehr attraktiv ist». Gibt es in der heutigen Politik jemanden, über den mehr gesprochen wird als über Trump? Eine Schar republikanischer Kandidaten führte eine landesweit im Fernsehen übertragene Debatte, die vom Nationalen Komitee der Republikaner gesponsert wird. Trump, der in den Umfragen weit vorne liegt, ignorierte die Debatte seiner Parteikonkurrenten und nahm stattdessen an einem Interview mit Tucker Carlson teil. Millionen verfolgten das Interview. Die Debatte dagegen erntete Gähnen und zahlreiche Anregungen, sie als Schlafmittel zu verwenden.

Trump ist der Star der Show, ob er auftritt oder nicht. Er hat sämtliche Debatten geschwänzt. Trotzdem war er das Hauptereignis. Ich weiss genauso wenig wie Sie, liebe Leser, was bei den Wahlen 2024 passieren wird. Aber mich amüsiert die absolute Gewissheit der Schnatterklasse, die uns händeringend versichert, dass Trump erstens ein sehr schlechter Mensch ist, zweitens die allgemeinen Wahlen nicht gewinnen kann, aber dass drittens die cleveren und hinterhältigen Demokraten dafür sorgen werden, dass er die Nominierung gewinnt und damit eine Niederlage der Republikaner im November 2024 sicher ist.

Mag sein. Aber vielleicht klagen die Demokraten Trump auch weiterhin an und versuchen, ihn von der Wahl fernzuhalten, weil sie Angst haben, dass er gewinnen könnte. Was dann? Wäre es nicht besser, ihn ins Gefängnis zu stecken, eine Nachrichtensperre zu verhängen und klarzumachen, dass alles, was er

Trump ist heute Privatmann. Aber wahrscheinlich die bekannteste Persönlichkeit der Welt.

sagt, ein Versuch ist, die Wahl 2020 oder 2024 in Frage zu stellen und damit unsere Demokratie zu untergraben? Ich denke, das ist die wahrscheinlichere Erklärung.

Es gibt viele Optionen, dass jemand anders als Trump der republikanische Kandidat wird. Ein grosses Problem für die republikanischen



Star der Show: Charismatiker Trump.

Anwärter wäre jedoch das Szenario, dass, wenn Trump durch Schikanen an der Kandidatur gehindert wird, ein grosser Teil seiner Millionen Anhänger zu Hause bleibt und damit jedem anderen Kandidaten den Sieg verwehrt. Wenn Trump nicht nominiert wird, weil er plötzlich arbeitsunfähig wird oder stirbt, ist das eine andere Geschichte. Aber bisher scheint er erstaunlich robust zu sein.

Biden im Carter-Territorium

Was meiner Meinung nach viele dieser «Trump kann nicht gewinnen»-Prognosen übersehen, ist, dass er nicht in einem Vakuum kandidieren wird. Was zählt, sind nicht nur die «37 Prozent» der Wähler (oder wie hoch die tatsächliche Zahl sein mag), die sagen, dass sie ihn mögen oder ihm zustimmen. Es geht auch um den Kandidaten der anderen Partei: wahrscheinlich Joe Biden, möglicherweise auch Kamala Harris, Gavin Newsom oder sogar (wie manche sagen) Michelle Obama.

Nehmen wir an, es ist Joe Biden. Ich denke, dass der Meinungsforscher und ehemalige Clinton-Berater Doug Schoen recht hat. Trotz seiner vielen juristischen Probleme könnte Trump gewinnen, weniger, weil er so beliebt ist, sondern mehr, weil Biden so unbeliebt ist. «Man muss bis 1980 zurückgehen», schrieb Schoen vor einigen Monaten, «um zu sehen, wann das letzte Mal ein amtierender demokratischer Präsident an der Grenze zur Unwählbarkeit stand. Das war Jimmy Carter, der



eine Zustimmungsrage von 37 Prozent hatte, als Ronald Reagan einen erdrutschartigen Sieg errang, den Senat gewann und den Republikanern half, 35 Sitze im Repräsentantenhaus zu gewinnen.»

Biden schwebt derzeit über diesem Carter-Territorium, insbesondere was die Wirtschaft betrifft. Seine Zustimmungsrage bei diesem kritischen Thema liegt bei nur 38 Prozent, eine Zahl, die, wenn man sie richtig übersetzt, J-I-M-M-Y C-A-R-T-E-R bedeutet. Der Punkt ist, dass Trump nicht alleine kandidieren wird. Er wird gegen jemanden antreten. Und dieser Jemand wird wahrscheinlich mindestens so grosse Altlasten haben wie Trump.

Man könnte meinen, dass Trumps Charisma zu diesem Zeitpunkt keine grosse Rolle spielt. Da er nicht Präsident ist, ist er nur eine potenzielle Kraft. Aber ein Blick auf die politische Landschaft zeigt, dass er die Diskussion bereits beherrscht. Die Demokraten und die Anti-Trump-Republikaner haben ihm alles an den Kopf geworfen, was ihnen einfiel. Bisher haben ihre Angriffe nur dazu gedient, Nietzsches Behauptung zu untermauern: «Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.» Es ist auch erwähnenswert, dass Trumps Schatten im Ausland mindestens ebenso stark zu spüren ist wie in den Vereinigten Staaten. Amerikanische Politiker haben begonnen, an Bidens Umgang mit Themen wie der Grenze, Energie und Inflation zu zweifeln, nicht zu reden von seiner allgemeinen Schwäche. Im Hintergrund ihrer

Berechnungen steht die quälende Frage: Was, wenn Trump zurückkehrt? Was dann?

Die gleichen Fragen stellen sich auch die politischen Entscheidungsträger in Europa und Asien. Wenn Sie im Internet nach «Trump return Germany France Russia China» suchen, erhalten Sie eine Fülle von Antworten, in denen

«Sie sind nicht hinter mir her», sagt Trump. «Sie sind hinter euch her. Ich stehe ihnen nur im Weg.»

erklärt wird, dass Berlin, Paris, Moskau und Peking durch den Aufstieg von Donald Trump zum US-Präsidenten nicht noch einmal überumpelt werden dürfen. Sein Sieg im Jahr 2016 hat alle schockiert. Die Welt muss vorbereitet sein, falls das Unmögliche noch einmal passiert. Noch sind die Ängste nur halb ausgesprochen. Aber in den letzten Monaten, als Trumps Profil immer stärker wurde, spürte man ein neues Element von Kalkül und Vorsicht bei den Staats- und Regierungschefs von Putin und Xi bis Macron und Scholz. Sogar die Ajatollahs zeigen eine neue Nervosität.

Die eigentliche Frage wurde von Michael Anton aufgeworfen, dem Autor des berühmten Essays «After the Flight 93 Election», der kurz vor den Wahlen 2016 Vorwürfe gegen das politische Establishment unter den Republikanern artikulierte. Letzten Sommer schrieb Anton im amerikanischen Onlinemagazin *Compact* einen

fatalistischen Essay mit dem Titel «They Can't Let Him Back In» (Sie können ihn nicht wieder reinlassen), in dem er feststellte: «Die Leute, die die Vereinigten Staaten von Amerika wirklich leiten, haben deutlich gemacht, dass sie nicht zulassen können und werden, dass Donald Trump wieder Präsident wird, wenn sie es verhindern können.»

Wer sind diese Leute? Meistens Demokraten, ja, aber in Wirklichkeit ist es ein parteiübergreifender Konsens, dass Trump als existenzielle Bedrohung für ihre weitere Existenz mit allen Mitteln von der politischen Macht ferngehalten werden muss.

Finden Sie die «Black Lives Matter»-Krawalle 2020 schrecklich? Das waren sie, aber sie werden vergleichsweise mild wirken, wenn Trump wiedergewählt wird.

Ziel der Feindseligkeit

Ich schreibe das als einen zweiten Grund auf, warum ich hoffe, dass Trump gewinnt. Es ist merkwürdig, wie Anton auch feststellt, dass bei aller Wut auf die Person Trump das eigentliche Ziel der Feindseligkeit des Deep State nicht Trump ist, sondern seine Anhänger, seine Basis. Trump hatte recht, als er sagte: «Sie sind nicht hinter mir her. Sie sind hinter euch her. Ich stehe ihnen nur im Weg.» Anton brachte das Problem auf den Punkt, als er feststellte: «Bei der Anti-Trump-Hysterie geht es letztlich nicht um Trump. Das Regime kann nicht zulassen, dass Trump Präsident wird, nicht wegen seiner Person (auch wenn die nervt), sondern wegen seiner Anhänger.»

Ich denke, das sollte man im Hinterkopf behalten. Ich freue mich über Trumps steigende Umfragewerte und bin dankbar, dass er trotz all seiner Ecken und Kanten mehr politische Stärke, mehr Charisma besitzt, als die nächsten zehn populärsten politischen Anwärter zusammengenommen.

Roger Kimball ist Herausgeber des *New Criterion*, Verleger von *Encounter Books* und *Spectator*-Kolumnist. Aus dem Amerikanischen von *Beatrice Schlag*



Winterfrühling

Die Vergänglichkeit scheint irgendwo, nur nicht bei einem selbst.



Und schon hört der Mensch auf zu jammern.

Es ist immer wieder von Neuem bemerkenswert, dass ein Glückszustand meist wenig braucht und nur selten viel. Ich merke es dieser Tage, unten in Griechenland, in diesem zauberhaften Winterfrühling, inmitten blühender Bougainvilleen, des sanften, saftigen Grases zwischen den Olivenbäumen, der schwer behangenen Orangenbäume, dieser zauberhaft dösenden Landschaft, der Dörfer, die sich schlafen gelegt haben.

Die Einfachheit des Glückes hier geht so: abends ein paar Gläser griechischer Rosé, ein paar Meze unten am Hafen, eine warme Jacke, ein paar Fischer, ein paar versprengte Westeuropäer auf der Suche nach dem wirklichen Leben, eine Frau, die sich geliebt fühlt, ein Kind, das ein Eis bekommt, später allein ein paar Zigaretten noch und einen Metaxa auf der Terrasse später unter einem Sternenhimmel, ein Schlaf ohne Unterbrechung und frei von bedrohlichen Träumen und morgens ein blauer Himmel und die Sonne, die um halb neun über dem Taygetos-Gebirge ihre Wärme talwärts fließen lässt. Dann ein paar Stunden an einem fast menschenleeren Strand, dösen und lesen, Sand unter den Füßen, das Meer als grossartiger Spielfilm, später ein kleines Mahl, danach wieder Rosé nahe dem Ofen in der Taverne des Dorfes. Und schon hört der Mensch auf zu jammern und nachzudenken über Sinn und Unsinn.

Man treibt daher und davon in Zuständen, in denen die Waage des Seins stets auf der Lebensseite schwerer ist. Die Vergänglichkeit scheint

irgendwo, nur nicht bei einem selbst, vielleicht jenseits des Meereshorizonts oder oben auf den Kuppen des Gebirges, und da sitzt oder liegt sie und schaut bloss zu.

Ich sitze in einem Café am Meer, notiere hin und wieder einen Gedanken, um nicht alles an diese liebliche Flüchtigkeit des Glücks zu verlieren. Ein Satz kommt mir in den Sinn, von Albert Camus. Immer wenn ich an Camus denke, denke ich an mein Leben als junger Mann. Ich trug Camus stets in der Jackentasche, und im Kopf den Existenzialismus. Vielleicht ein Jahr lang, dann empfand ich beide als erschreckend humorlos.

Als ich ein junger Mann war, kannte ich unzählige Camus-Sätze, und wie jeder ältere Mensch habe ich die meisten vergessen. All die Sätze, all die mit Bleistift unterstrichenen Buchpassagen, die mir einen Moment lang das Gefühl gegeben hatten, dem grössten Geheimnis des Lebens auf der Spur zu sein – dem Sein.

Nur zwei oder drei Sätze haben mich durch die Jahre und Jahrzehnte, durch die Fahrten und Flauten meines Lebens begleitet, durch die kleinen Himmel des Glücks und die Kerker des Seins. Einer lautet: «Das Leben verlieren ist keine grosse Sache; aber zusehen, wie der Sinn des Lebens aufgelöst wird, das ist unerträglich.» Im Gegensatz zu Camus fand ich, empfinde ich, heute noch, den Verlust des Lebens als sehr grosse Sache. Auch

wenn meine Worte und Sätze nicht immer so klingen mögen, ich hänge, wie alle Narzissten, sehr am Leben.

Über den Sinn habe ich mir nach meiner Existenzialismus-Phase nie mehr wirklich quälende Gedanken gemacht. Ich versuchte einfach zu leben und entdeckte, dass man in der Sinnlosigkeit ebenfalls, und mit wahrscheinlich mehr Leichtigkeit als im Sinn, viel Lebensqualität haben kann und Spass sowieso. Die Sache mit dem Sinn könnte man, halb abschliessend, so formulieren: dass eben der Sinn des Lebens im Sein liegt, aber niemand je wissen wird, was der Sinn des Seins ist.

Der Satz, an den ich im Café am Meer denken musste, war jener über die Ungerechtigkeit des Klimas. Dass die einen Landschaften von der Sonne verwöhnt und die andern wie vergessen werden. Und dass man die Freiheit der Wahl hat, auf welcher Seite der Sonne man leben möchte. Und dass jedes Leben trotzdem eine Schattenseite braucht. Wie sonst könnte man das Licht erkennen? Und dass ich froh bin, dass ich nicht, wie ich einst vorhatte, Camus' «Mensch in der Revolte» geworden bin.

Der glückliche Mensch ist nicht jener in der Revolte, sondern jener in einer existenziellen Balance, einer, der Tiefen kennt und die unendlichen Tiefen zu ahnen vermag, einer, der Glück kennt und geschnuppert hat, immer wieder, am ganz grossen.



Ein Ja liegt in der Luft: SP-Präsidentin Meyer.



Flankenschutz für Maillard: Unia-Chefin Alleva.



Bald Übungsleiter? Nationalrat Dettling.

WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

Rösti, Blocher, Maillard, Ledergerber, Ogi, Parmelin, Odermatt, Freysinger, Schaltegger, Frey, Dettling, Matter, Meyer, Alleva

Was zeichnet einen cleveren Politiker aus? Er weiss, wie er Chancen und Möglichkeiten optimal verwerten kann. Anschauungsunterricht dazu bietet **Albert Rösti**. Trotz des überfüllten Terminkalenders reist der Bundesrat am Freitag in einer Woche eigens nach Zürich, um an der Albisgüetli-Tagung der SVP teilzunehmen. Als Gast wohlverstanden – als Redner sind alt Bundesrat **Christoph Blocher**, Gewerkschaftsboss **Pierre-Yves Maillard** und Kantonspräsident **Domenik Ledergerber** eingeplant. Infrastrukturminister Rösti wird dagegen als einfacher Zuhörer am Ehrentisch Platz nehmen. Der Effort des früheren Parteipräsidenten wird sich dennoch lohnen. Der Applaus der SVP-Anhänger ist ihm sicher. Auch seinem Standing bei der Führungsriege der Zürcher Sektion wird seine Visite nicht schaden.

Ironie der Geschichte: Der Berner Oberländer wäre kaum Bundesrat geworden, wenn ihn Blocher vor vier Jahren nicht als damaligen SVP-Chef abgesägt hätte. Vielleicht hat Strategie Blocher den heutigen Bundesrat aber auch zum Rücktritt vom Parteiamt gedrängt, weil er merkte, dass der gebürtige Kandersteger – wie einst sein *compatriote* **Adolf Ogi** – gerne Mitglied der Landesregierung werden wollte. Rösti ist sich auf jeden Fall bewusst, dass sein politisches Schicksal eine glückliche Wendung nahm. So sagt ein führender SVPlers augenzwinkernd, Rösti werde dereinst mit einer guten Flasche Wein als Dankeschön in Blochers Villa in Herrliberg aufkreuzen.

Rösti war wie sein Bundesratskollege **Guy Parmelin** auch ein gern gesehener Gast an der diesjährigen Kadertagung der SVP vom Wochenende in Horn am Bodensee. Das Abendessen liess der Berner jedoch sausen. Er wollte nach Hause, um am Samstagmorgen beim Riesenslalom in Adelboden dem Nidwaldner Skihelden **Marco Odermatt** zujubeln zu können. Man muss eben die Prioritäten richtig setzen.

Ein Wiedersehen mit dem alten Weggefährten **Oskar Freysinger**. Der frühere Nationalrat und Walliser Staatsrat aus Savièse übersetzte die Vorträge simultan auf Französisch. Schmunzelnd meinte er: «Ich mache das gern, und es kommt die Partei billiger.»

Aufschlussreich waren die Ausführungen von **Christoph A. Schaltegger**. Der Direktor des Instituts für Schweizer Wirtschaftspolitik der Universität Luzern warnte die Verantwortlichen der grössten Schweizer Partei mit eindringlichen Worten vor der finanziellen Schieflage der Eidgenossenschaft. Die Ausgaben hätten sich im Vergleich zu 1995 verdoppelt: «Jeder Einwohner des Landes muss mehr als 30 000 Franken an den Staat bezahlen», so der Ökonom. Umgerechnet auf die steuerpflichtigen Personen belaufe sich diese Zahl gar auf rund 50 000 Franken. «Der Handlungsbedarf ist akut», so Schaltegger, dessen Ausführungen mit Applaus quittiert wurden.

Wer sich in den Pausen und beim Apéro im schönen Hotel «Bad Horn», das direkt an den Gestaden des Schwabenmeers liegt und Automobilimporteur **Walter Frey** gehört, etwas um-

hörte, dem wurde klar: Alles, aber auch wirklich alles deutet darauf hin, dass **Marcel Dettling** neuer Übungsleiter der Volkspartei wird. Der joviale, umgängliche Bauer aus Oberiberg ist gesetzt. Es gibt niemanden, der sich nicht auf den Schwyzer Nationalrat freuen und ihm den Job zutrauen würde. Dieses Jahr verfolgte er den Anlass aus sicherer Distanz in der dritthintersten Reihe. Wetten, dass Dettling die traditionelle «Bad Horn»-Tagung der SVP im nächsten Jahr als Präsident zuvorderst auf der Bühne eröffnen wird? Dazu passt, dass sich ein möglicher Gegner selbst aus dem Rennen nimmt. Der Zürcher SVP-Nationalrat **Thomas Matter** sagt zur *Weltwoche*: «Ich habe es mir überlegt, aus zeitlichen Überlegungen verzichte ich aber.»

Während die Führungsmannschaft der SVP neuen Schwung holt, bleibt die Konkurrenz nicht untätig. Die Gewerkschaften lancierten diese Woche den Abstimmungskampf für eine 13. AHV-Rente. Womit wir wieder bei Pierre-Yves Maillard wären. Als unbestrittener König der Linken sprach der SP-Ständerat – flankiert von SP-Co-Präsidentin **Mattea Meyer** und Unia-Präsidentin **Vania Alleva** – über die Vorteile des Anliegens. «Der Kampf zur Verteidigung und Stärkung der AHV ist keineswegs «populistisch». Er ist ein zutiefst demokratischer und patriotischer Akt», erklärte der Waadtländer und sprach damit gezielt bürgerliche Wähler an. Für den Urnengang am 3. März liegt ein Ja in der Luft. Für Maillard gilt dasselbe wie für Rösti: Cleverness zahlt sich in der Politik aus.

MÖRGELI

Interkultureller Gewaltberater

Kambez Nuri stammt aus Afghanistan, ist Sozialarbeiter und wirkt im Mannebüro Züri. Laut Porträt in der *Sonntagszeitung* ist er einer von acht speziell ausgebildeten «interkulturellen Gewaltberatern». Diese sollen Männern mit Migrationshintergrund aufzeigen, «wie sie gewaltfrei mit ihren Aggressionen umgehen sollen». Das Wort «Gewaltberater» erscheint allerdings ziemlich zweideutig: Ein Gewaltberater könnte ebenso gut einen Boxweltmeister im Schwergewicht beraten.

Die andern sieben «Gewaltberater» sind zuständig für Migranten aus Eritrea, Kroatien, Sri Lanka, Nordmazedonien, Ägypten, Brasilien oder aus der Türkei. Ihr Vorteil: Sie sprechen die Sprache dieser Männer. Und die linksregierte Stadt Zürich bewirkt gleich ein achtfaches Jobwunder, denn sie hat acht Migranten eine gutbezahlte, sichere Staatsstelle nebst Pensionsanspruch verschafft. Die zugewanderte häusliche Gewalt hat also auch ihr Gutes.

Diese häusliche Gewalt sei allerdings «keine Frage des Herkunftslandes», sie geschehe «in allen Kulturen», versichert das Zürcher Mannebüro. Um diese Behauptung sofort ad absurdum zu führen: «Doch die kulturelle Prägung spielt eine Rolle.» Was jetzt? Anfällig seien «patriarchale Denkmuster mit gewaltbejahenden Normen» bei «gewissen ausländischen Gruppierungen». 61 Prozent der Gewalttäter im häuslichen Bereich sind Ausländer, 39 Prozent Schweizer – wobei diese Zahl ohne die Eingebürgerten dramatisch tiefer liegen dürfte.

Kambez Nuri entschuldigt die Gewaltbereitschaft afghanischer Zuwanderer etwa mit «unsicherem Aufenthaltsstatus, Sorge um die Zurückgebliebenen und um den Familiennachzug, struktureller alltäglicher Diskriminierung, Überforderung mit den Behörden, Armut» und so weiter. Der ganze Frust der Männer entlade sich dann an Frauen und Kindern. Doch wetten, dass die häusliche Gewalt bei Afghanen, die nicht in die Schweiz ausgewandert sind, genauso verbreitet ist? Denn das afghanische Sprichwort zieht kräftiges Handeln dem schwachen Handeln vor: «Lieber ein Schlag von einem Schmied als hundert Schläge von einem Goldschmied.»

Christoph Mörgeli

Wird der Bauer unbequem, ist er plötzlich rechtsextrem

Die deutschen Medien fantasieren Umsturzpläne herbei. Angefeuert werden sie vom Verfassungsschutz.

Stefan Millius

Die deutsche Bundesregierung ist auf Sparkurs. Den Rotstift will sie unter anderem bei der Landwirtschaft ansetzen. Vergünstigungen beim Agrardiesel sollen wegfallen, ebenso die Steuerbefreiung von land- und forstwirtschaftlichen Fahrzeugen. Laut Bauernverbänden würde damit die bereits angespannte finanzielle Lage vieler Betriebe endgültig kippen.

Seit Montag revoltieren die Bauern gegen diese Agrarpolitik. Quer durch die Republik blockieren sie Autobahnen und Innenstädte mit Konvois aus Traktoren. Vom Brandenburger Tor bis zu Bundesautobahnen: Die Nutzfahrzeuge sind überall. Die Regierung soll die geplanten Massnahmen fallenlassen, so die Forderung.

Unkritische Übernahme in der Schweiz

Dem Protest angeschlossen haben sich auch oppositionelle Parteien und Gruppierungen ausserhalb der Landwirtschaft, darunter auch solche aus dem rechten Spektrum. Zahlenmässig spielen diese im Vergleich keine Rolle. Die Schlagzeilen beherrschen sie dennoch.

Seit die ersten AfD-Transparente aufgetaucht sind, schweigen die meisten deutschen Medien über die Forderungen der Bauern. Stattdessen fabulieren sie über demokratiefeindliche Umstürzler, die den Widerstand der Landwirte für ihre Zwecke unterwandern.

«Rechtsextreme kapern Bauernproteste in Deutschland», «Umsturzfantasien von rechts»: So oder leicht abgewandelt klingen die Schlagzeilen seit Anfang Woche, von der «Tagesschau» über den *Spiegel* bis zur *Bild*. Nur schon Plakate, auf denen das politische Ende der Ampelregierung gefordert wird, werden als Anzeichen für einen geplanten Sturz der Staatsordnung gewertet.

Angefeuert werden die Medien dabei vom Verfassungsschutz. Er spricht von «Akteuren aus dem Bereich der verfassungsschutzrelevanten Delegitimierung des Staates». Sie wollten die Protestbewegung nutzen, «um extremistische Interessen zu verbreiten». Diese Darstellung findet über die Deutsche Presse-

Agentur (DPA) auch Eingang in Schweizer Medien, die sie unkritisch übernehmen.

Zahlreiche Bilder und Videos in den sozialen Medien zeigen die wahren Verhältnisse. Traktoren, so weit das Auge reicht, besorgte Landwirte, und da und dort mischt sich ein AfD-Plakat dazwischen. Die Kameras sind aber nur auf diese gerichtet. Das Ergebnis ist ein Zerrbild. Dass die Motive der Bauern in den Hintergrund treten, liegt am einseitigen Fokus der Medien.

Direkte Nutzniesser sind Olaf Scholz und seine Ampelkoalition. Diese hat dem Land den aktuellen Sparkurs eingebrockt. Das Sparprogramm für den Haushalt wurde nötig, als die Regierung widerrechtlich Kreditermächtigungen im Zusammenhang mit der Corona-Krise in den Klimafonds verschieben wollte. Darüber spricht niemand mehr. Stattdessen wird der Kampf einer stolzen Demokratie gegen ihre Feinde inszeniert.

liebe ist...



... dich in meinem Blog zu erwähnen.

Aus Kriegen lernen

Die Taliban besiegten den Westen. Die Ukrainer stoppten Putin. Seit drei Monaten tobt der Krieg im Gazastreifen.



Bundesrat Adolf Ogi musste 1995 ins Militärdepartement (VBS) wechseln. Der Grund: Er wollte den Lötschberg-Basistunnel nicht redimensionieren. Ohne Redimensionierung wäre der Lötschberg nicht Bestandteil der Neat geworden.

Von 1995 bis 2018 – während nicht weniger als 23 Jahren – war das Militär in den Händen der SVP. Auf Adolf Ogi folgten in dieser Reihenfolge Samuel Schmid, Ueli Maurer und Guy Parmelin.

In der Epoche Ueli Maurer hatten wir seinen Behauptungen gemäss kurzzeitig sogar die beste Armee der Welt. Und trotzdem will jetzt Viola Amherd die realen Ausgaben für die Armee mehr als verdoppeln. Angeblich, weil die SVP ihr einen versifften Laden hinterlassen habe. Und die SVP macht – wieso eigentlich? – begeistert mit.

Seit der Ära Ogi haben die mehrheitlich Nato-freundlichen Offiziere das VBS kontrolliert. Unabhängig davon, wer unter ihnen jeweils Bundesrat oder Bundesrätin war. Deshalb wird die Schweiz jetzt auch entsprechend aufgerüstet.

Die militärisch einzig vernünftige Analyse hat bisher der amerikanische Botschafter in Bern geliefert. Für ihn ist die Nato der Donut. Und die Schweiz das Loch im Donut. Keine schlechte Ausgangslage. Für uns.

Konkreter: Bevor ein russischer Panzer in Kreuzlingen oder Chiasso einrollt, müssten die Russen die Nato besiegt haben. Das ist nicht möglich, schon weil allein die EU-Länder pro Jahr – wie der Historiker Herfried Münkler in der TV-Sendung «NZZ Standpunkte» ausführte – fünfmal so viel für das Militär ausgeben wie Russland. Und das erst noch effizienter als bisher.

Wer sich auf den Krieg vorbereitet, müsste den Verlauf der neuesten Kriege auf seinen Radar holen:

Krieg 1: In Afghanistan haben die Taliban, diese Steinzeitkrieger, die Amerikaner und ihre Verbündeten besiegt. Ohne eigene Flugzeuge und ohne eigene Panzer. Nicht einmal Drohnen hatten sie. Haben wir die Bilder der Flucht aus Kabul schon vergessen?

Krieg 2: Putin ging davon aus, dass er die Ukraine in ein bis zwei Wochen mit seinen Panzern überrollen würde. Stand heute kontrollieren er und seine Generäle – die Krim inklusive – nicht einmal 20 Prozent des Gebietes

Niemand würde eine Guerilla-Schweiz angreifen. Mit den verbleibenden zehn Milliarden könnten wir Gutes tun.

der von ihnen überfallenen Ukraine. Der Verlauf der Gefechte erinnert an den Ersten Weltkrieg und an den Koreakrieg. Alle beginnen sich einzugraben. Warum sollten wir wegen der Russen aufrüsten? Wer kann Putin – ausser Donald Trump – militärisch noch helfen?

Krieg 3: Der Gazastreifen ist so gross wie der Minibezirk Brig. Und somit 120-mal kleiner als die Schweiz. Und erst noch topfeben. Im Gazastreifen tobt seit drei Monaten ein offener Krieg. Dies nach dem bestialischen Überfall der Hamas. Ein Ende ist nicht abzusehen. Genau wie im Sudan und in Myanmar. Was lehren uns diese Kriege?

Erfreulicherweise waren, sind und bleiben wir realpolitisch vorerst noch das Loch im Nato-

Donut. Denn die Schweizerinnen und Schweizer sind grossmehrheitlich für die Neutralität und gegen einen versteckten Nato-Beitritt. Früher war das die Position der Linken in der Schweiz. Inzwischen hat der Nato-Virus zu viele Rote und Grüne angesteckt.

Eine Schweiz, die konzeptionell nachdenkt, müsste drei gleich teure Szenarien einander gegenüberstellen.

Szenario 1: Wir verzichten – wie Costa Rica – auf eine eigene Armee. Und investieren die so eingesparten dreizehn Milliarden Franken pro Jahr, die uns die Armee nächstens kostet, einer zivilen Logik folgend, für eine friedlichere Welt. Wir wären eine Grossmacht in Sachen Frieden und Fortschritt. Niemand könnte uns den Vorwurf machen, Rosinenpicker zu sein.

Szenario 2: Lange Zeit wollte Christoph Blocher eine Guerilla-Armee schaffen, die nicht mehr als drei Milliarden Franken kosten würde. Was gestern richtig war, muss heute nicht falsch sein, wie uns militärisch alle Kriege seit Vietnam lehren. Niemand würde eine Guerilla-Schweiz angreifen. Mit den verbleibenden zehn Milliarden könnten wir weltweit ebenfalls Gutes tun.

Szenario 3: Wir geben pro Jahr dreizehn Milliarden Franken aus, um vorab die amerikanische Rüstungsindustrie zu füttern. So, wie dies die Oberwalliserin Viola Amherd will.

Entgegen aller militärischen und zivilen Vernunft werden wir die Amerikaner füttern. In Bern regiert Washington, regieren die Nato-freundlichen Offiziere.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Grüne erfolgreicher als SVP, Mitte driftet weiter nach links

Die Fraktionschefs der grossen Parteien sind die heimlichen Chefs im Bundeshaus. Wie positionieren sie sich in der neuen Legislatur?

Marcel Odermatt

Welchen Kurs nimmt das neue Parlament? Geht es mehr nach links oder nach rechts? Eine entscheidende Rolle spielen die Fraktionschefs der Parteien. Sie führen ihre Ratskollegen, bereiten Entscheide vor und setzen die Leitplanken. Die *Weltwoche* stellt die sieben Meinungsmacher von SVP, Grüne, SP, Mitte, FDP und GLP vor und zeigt, vor welchen Herausforderungen sie stehen.

Thomas Aeschi, SVP

Thomas Aeschi ist so etwas wie der Grand Old Man unter den Fraktionspräsidenten. Obwohl erst 44-jährig, leitet der Zuger SVP-Nationalrat die grösste Delegation schon seit 2017. Nach dem angekündigten Rücktritt von Marco Chiesa als Parteichef wird der Ökonom nach Albert Rösti bereits mit dem dritten Präsidenten zusammenarbeiten. Aeschi gilt als fleissig und schnell. Beides Voraussetzungen, um dieses aufwendige, stressige Amt erfolgreich auszuüben.

Was für einen SVP-Kadermann entscheidend ist und woran er gemessen wird: Er muss dafür sorgen, dass die Gruppierung geschlossen auftritt – keine einfache Aufgabe bei 67 National- und sechs Ständeräten, die alle glauben, in der Partei eine wichtige Rolle zu spielen. Aeschi hat diese Aufgabe bisher mit Bravour gemeistert.

Was er dagegen nicht verhindern konnte: Die Volkspartei steht im Parlament immer öfter allein da. Das Resultat davon ist, dass in der Wintersession sogar die Grünen mehr Abstimmungen für sich entscheiden konnten als die SVP. Trotz ihres Wahlsiegs im Herbst braucht die Volkspartei Allianzen, um ihre Überzeugungen – zum Beispiel im Asylwesen – in konkrete politische Massnahmen umzusetzen. Keine leichte Aufgabe für Aeschi.

Aline Trede, Grüne

Die Karriere von Aline Trede war lange ein Auf und Ab. Die Fraktionspräsidentin der Grünen wollte 2013 die Führung des links-grünen Verkehrs-Clubs (VCS) übernehmen, verlor aber gegen SP-Kandidatin Evi Allemann (SP). Im gleichen Jahr rutschte sie für die zurück-

Bern



Grand Old Man:
Thomas Aeschi, SVP.



Dirigiert die Öko-Fraktion:
Aline Trede, Grüne.



Schmerzhaftes Entscheidungen:
Samuel Bendahan, SP.

getretene Franziska Teuscher in den Nationalrat nach, um nach zwei Jahren die Wiederwahl nicht zu schaffen. Wenig später nahm die Umwelt-

Nicht unmöglich, dass die Grünen in den nächsten Monaten eine neue Fraktionschefin suchen müssen.

wissenschaftlerin aber erneut Platz in der Grossen Kammer: Ihrer Parteikollegin Christine Häslar gelang die Wahl in den Regierungsrat.

Seitdem hat sich die vierzigjährige Bernerin im Bundeshaus etabliert. Seit bald vier Jahren dirigiert sie die Öko-Fraktion. Kritik an ihrer Führung ist kaum zu vernehmen. Dabei hilft ihr, dass sie im persönlichen Umgang keine Scheuklappen kennt. Obwohl stramm auf Linkskurs, ist Trede bekannt dafür, sich auch mit dem politischen Gegner gut unterhalten zu können. Gleichzeitig kann sie sich schadlos halten, wenn die Führung einen Flop produziert. Das Debakel bei den Nationalratswahlen rechnet ihr niemand an – die Verantwortung trägt Noch-Präsident Balthasar Glättli.

Auch die missratene Aktion bei den Bundesratswahlen der Grünen scheint an ihr spurlos

vorbeizugehen. Im Gegenteil: Ihr Marktwert ist in den letzten Wochen sogar noch gestiegen. Die deutsch-schweizerische Doppelbürgerin wird als künftige Chefin der Grünen gehandelt. Auch für ein Mandat im Berner Gemeinderat ist sie im Rennen. Ende 2024 bestimmt die Bundesstadt ihre neue Exekutive. Trede liebäugelt laut Beobachtern mit einer Kandidatur. Nicht unmöglich, dass die Grünen in den nächsten Monaten eine neue Fraktionschefin suchen müssen.

Samira Marti und Samuel Bendahan, SP

Samira Marti und Samuel Bendahan bestimmen seit September die Geschicke der SP-Fraktion. Die am 23. Januar erst dreissig Jahre alt werdende Baselbieterin rückte 2018 für Susanne Leutenegger Oberholzer nach. Die Langzeit-Nationalrätin hatte ihren Rücktritt immer wieder verschoben, bis sie überzeugt war, mit Marti eine würdige Nachfolgerin gefunden zu haben.

Tatsächlich konnte sich die junge Volkswirtschaftlerin im Bundeshaus rasch einen Namen machen und gehört heute zu den Kadern mit Jungsozialisten-Background, die bei den Genossen den Ton angeben. Interessant zu beobachten wird sein, wie sich Marti – als

ehemalige Präsidentin der Gewerkschaft VPOD Region Basel – und ihr Walliser Kollege Bendahan beim Rahmenabkommen 2.0 positionieren. Zu ihren Kernanliegen gehört, dass der Service public gestärkt werden soll.

Nachdem Gewerkschaftsboss Pierre-Yves Maillard Sturm läuft gegen Liberalisierungen beim öffentlichen Verkehr, könnte das Duo schon bald vor schmerzhaften Entscheidungen stehen. Wer hat das Sagen bei der SP im Bundeshaus? Die EU-Fans oder die Arbeitnehmervertreter? Noch scheint offen, auf welche Seite sich Marti und Bendahan in diesem entscheidenden Richtungsstreit schlagen.

Bregy kommt in den nächsten Jahren eine Schlüsselrolle zu. Gelingt es ihm – der selbst dem rechten Flügel seiner Gruppierung angehört –, seiner Mannschaft einen bürgerlichen Stempel aufzudrücken? Oder driftet die Partei, wie in den letzten Monaten feststellbar, weiter nach links ab? Dabei hilft Bregy auch sein bürgerliches Profil wenig. Parteichef Gerhard Pfister startete am rechten Flügel, heute sind vor allem die Linken vom Zuger Nationalrat begeistert.

Damien Cottier, FDP

Damien Cottier hätte eigentlich einen ruhigen Dezember gehabt. Allen Prognosen zum Trotz

Burkhalter ist nicht zu beneiden, die Mannschaft von Individualisten zusammenzuhalten. Erst seit 2022 in seiner Funktion, steht der 48-jährige Historiker vor schwierigen Zeiten. Nimmt einer der beiden freisinnigen Magistraten den Hut, wird der zweite Sitz kaum noch zu halten sein. Will er tatsächlich in die Geschichte eingehen als der Mann, der an den Schalthebeln sass, als die FDP ihre historische Doppelvertretung verlor?

Corina Gredig, GLP

Corina Gredig ist das Nesthäkchen unter den Fraktionspräsidenten. Die Zürcher GLP-Nationalrätin hat den Job vor einem Monat von der



Anfangs eine Notlösung:
Philipp Matthias Bregy, Mitte.



Gibt den Ton an:
Samira Marti, SP.



Nicht zu beneiden:
Damien Cottier, FDP.



Start mit Bonus:
Corina Gredig, Grünliberale.

Philipp Matthias Bregy, Mitte

Philipp Matthias Bregy war anfangs eigentlich eine Notlösung als Fraktionschef der Mitte-Partei. 2020 wurde Andrea Gmür-Schönenberger an die Spitze gewählt. Doch nur ein Jahr später warf die Luzerner Ständerätin den Bettel hin. Die Fraktion suchte einen neuen Leader und fand ihn im 45-jährigen Juristen. Seit 2021 führt er die Truppe, Ende November wurde der Oberwalliser einstimmig bestätigt. Das zeigt, wie unbestritten der Jurist in seinem Lager ist, was wohl auch damit zusammenhängt, dass man – nach dem Flop mit Gmür-Schönenberger – froh ist, dass man jemanden gefunden hat, der den Verschleissjob macht.

Als Walliser bringt er einen wichtigen Vorteil: Obwohl die Mitte auch dort Federn lassen musste, stellt sie immer noch einen zentralen Machtfaktor dar. Dieses Selbstbewusstsein verströmt der umgängliche Parlamentarier bei seinen Auftritten in Bern. Das grösste Handicap hat er innerhalb seiner Fraktion. In der vergangenen Legislatur haben die Ständeräte der Mitte ein neues Selbstbewusstsein entwickelt. Immer wieder weichen sie von der offiziellen Linie ab und signalisieren, dass sie sich vor allem den Interessen ihrer Kantone verpflichtet fühlen.

schafften die freisinnigen Bundesräte Karin Keller-Sutter und Ignazio Cassis ihre Wiederwahl locker. Für den Stress sorgte der FDP-Fraktionschef gleich selbst. Zuerst fabulierte der Neuenburger Nationalrat von einem angeblichen «Geheimplan gegen Cassis», was sich als haltlos herausstellte.

Doch auch nach der Ausmarchung ging das Drama weiter. Der langjährige Zürcher Nationalrat Hans-Peter Portmann wurde als Chef der Aussenpolitischen Kommission abserviert, weil er sich wohl zu Recht darüber enervierte, dass

Je enger sich die GLP den Grünen und der SP anschmiegen, desto grösser die Gefahr, aufgerieben zu werden.

die Leute der SP dem Tessiner Bundesrat ihre Zustimmung verweigerten. Gleichzeitig sorgte Parteichef Thierry Burkart für Unverständnis, weil er erklärte, er habe persönlich kontrolliert, dass seine Truppe richtig abgestimmt habe.

Die jüngsten Turbulenzen passen zu einer Partei, die nach ihrer Wahlniederlage im Oktober keinen Boden unter den Füßen findet. Der ehemalige Stabschef von Ex-FDP-Bundesrat Didier

frisch gewählten Zürcher Ständerätin Tiana Angelina Moser übernommen. Bei ihren ersten öffentlichen Auftritten war ihr die Nervosität noch etwas anzumerken. Trotzdem startet sie mit einem grossen Bonus. Bei ihren ersten Bundesratswahlen in dieser Funktion konnte ihre Gruppierung einen wichtigen Erfolg einfahren: Eine Mitte-links-Allianz machte GLP-Bewerber Viktor Rossi zum neuen Bundeskanzler. Das bedeutet, dass die Öko-Partei bei den Gesprächen und Entscheidungen der Landesregierung erstmals mit am Tisch sitzt. Ein Vorteil für die 36-jährige Stadtzürcherin bei der Ausübung ihres neuen Jobs.

Interessant wird sein, welche Richtung sie ihrer Fraktion vorgibt. Ihre Vorgängerin entschied sich im Zweifelsfall für das linke Lager. Aus Gesprächen ist klar, dass sich Gredig dieses Spannungsfeldes bewusst ist. Je enger sich die GLP den Grünen und der SP anschmiegen, desto grösser die Gefahr, aufgerieben zu werden. Die Neo-Fraktionschefin wird massgeblich beeinflussen und entscheiden, wie sich die Grünliberalen in nächster Zukunft positionieren. Angesichts ihrer bisherigen Tätigkeit ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass sie den Kurs von Moser weiterverfolgt.

Völkermord in Gaza?

Südafrikas Präsident verklagt Israel vor dem Internationalen Gerichtshof.
Er würde sich besser die Hamas vorknöpfen.

Pierre Heumann

Südafrikas Präsident Cyril Ramaphosa zerrt Israel vor den Internationalen Gerichtshof (IGH) in Den Haag. Sein Vorwurf: Israel begehe im Gazastreifen Völkermord. Der IGH reagiert schnell. Bereits vierzehn Tage nachdem Südafrika das Verfahren gegen den Staat Israel eingeleitet hat, findet die öffentliche Anhörung über den Antrag statt. Noch Ende Januar könnte das Gericht entscheiden, ob es den südafrikanischen Vorstoss gutheisst und Israel vorerst dazu verpflichtet, die Kampfhandlungen in Gaza einzustellen, bis der Genozid-Vorwurf vom IGH abgeklärt ist.

Menschliche Schutzschilder

Die Ironie, dass er ausgerechnet Israel Völkermord vorwirft, dürfte Ramaphosa nicht entgangen sein. Der Begriff wurde 1944 vom polnisch-jüdischen Juristen Raphael Lemkin geprägt, um die systematische Vernichtung der Juden durch die Nazis zu beschreiben. Genozid – einer der schwerwiegendsten Vorwürfe im internationalen Recht – bezieht sich auf Handlungen, die auf die vollständige oder teilweise Vernichtung einer nationalen, ethnischen, rassischen oder religiösen Gruppe abzielen.



Schiessbefehl gegen Flüchtende:
Hamis-Chef Yahya Sinwar.

Die aus dem Küstenstreifen übermittelten Bilder der Zerstörung sind zwar horrend. Die Zahl der Toten ist erschreckend hoch. Die Zerstörungen sind so brutal, dass grosse Teile des Gazastreifens auf Jahre hinaus unbewohnbar sein werden.

Wer aber aufgrund dieser Fakten auf Genozid schliesst, liegt falsch. Denn ein Genozid definiert sich nicht durch die Zahl der Menschen, die im Krieg getötet werden. Um ein Land des Genozids zu überführen, ist die Absicht aus-

Dass es Israel mit einem Feind zu tun hat, der sich nicht ans Kriegsrecht hält, ist für Ramaphosa kein Thema.

schlaggebend. Mit anderen Worten: Südafrika muss Israel nachweisen können, dass es mit dem Krieg explizit das Ziel verfolgt, die Palästinenser im Gazastreifen auszulöschen oder den Küstenstreifen unbewohnbar zu machen.

Alles spricht dafür, dass dem nicht so ist. Die israelische Führung, allen voran Premierminister Benjamin Netanjahu, hat wiederholt und unmissverständlich erklärt, dass das Ziel der Operation im Gazastreifen die Ausschaltung der Hamas – und nicht die Vernichtung der Bevölkerung – ist. Vorwerfen muss man dem Regierungschef allenfalls, radikale Minister nicht aus der Regierung zu werfen, die vor laufenden Kameras von der Auslöschung oder Vertreibung der Palästinenser schwadronieren.

Hätte Israel Genozid-Pläne, würde die Armee Bewohner von Gebäuden nicht zum Verlassen der Häuser auffordern, die sie angreifen will, weil sich dort Terroristen eingenistet haben. Hätte die Regierung tatsächlich einen Genozid im Sinn, würde sie nicht mehrere Millionen Flugblätter aus der Luft abwerfen, in denen die Zivilbevölkerung zum Verlassen jener Gebiete aufgefordert wird, welche die Israel Defence Forces (IDF) demnächst ins Visier nehmen wollen, um Terrornetze auszuheben.

Dass sich die Hamas Fluchtbewegungen entgegenstellt und auf Mitbürger schießt, die sich aus der Gefahrenzone absetzen wollen,

kann man Israel nicht anlasten. Israels Armee setzt alles daran, den Schaden für die Zivilbevölkerung möglichst gering zu halten. So arbeitet sie – wenn auch erst auf internationalen Druck – hart daran, das Leiden der Zivilbevölkerung zu lindern, indem sie die Lieferung humanitärer Hilfe erleichtert.

Südafrikas Präsident Ramaphosa irrt. Dass die Hamas die eigene Bevölkerung als menschliche Schutzschilder einsetzt und damit Tausende von Menschen auf dem Gewissen hat, haben seine Juristen beim Verfassen der Anklageschrift ausgeklammert. Dass die Hamas ihre Infrastruktur des Terrors in Schulen, Kliniken und Wohnhäusern platziert hat, womit dort Zivilisten, so sieht es das humanitäre Völkerrecht vor, keinen Schutz mehr geniessen, sagt Ramaphosa nicht. Dass es Israel mit einem Feind zu tun hat, der sich nicht ans internationale Kriegsrecht hält, ist für Südafrikas Anklage ebenfalls kein Thema.

Weil sich Hamas-Kämpfer unter die Zivilbevölkerung mischen, sind sie für die Verwüstungen in Gaza verantwortlich. Israel pocht lediglich auf das Recht zur Selbstverteidigung, das es nach dem brutalen Überfall am 7. Oktober in Anspruch nimmt.

Alles halb so schlimm?

Es gibt noch eine zweite Ironie: Während Südafrikas Präsident Israel auf die Anklagebank zerrt, empfängt er mit allen Ehren Mohamed Hamdan «Hemeti» Daglo, der die Terrorgruppe Rapid Support Forces (RSF) im Sudan leitet. Dass RSF-Truppen mehr als sieben Millionen Menschen in die Flucht getrieben haben, dass die USA den RSF Kriegsverbrechen und ethnische Säuberung in Darfur vorwerfen, ist für Ramaphosa kein Hinderungsgrund, Hemeti zu hofieren. Er macht sich mit einem Mann gemein, dessen Miliz Plünderungen, Massentötungen und Vergewaltigungen vorgeworfen werden. Für Ramaphosa ist das alles halb so schlimm: Heuchlerisch profiliert er sich als Helfer der Palästinenser in Gaza, die von ihrer Hamas-Regierung ins Unglück getrieben werden.

Sport, Spass und Hunde

Was es mit Zara Tindall, der attraktivsten und populärsten der jüngeren Royals, auf sich hat.

Theoretisch dient das britische Königshaus dazu, Vorbilder zu liefern. In der Praxis dient es eher dazu, den Untertanen deutlich zu machen, dass, egal wie viel Geld man hat, Glück schwer zu erhaschen ist. Grüblerische und selbstverliebte Royals werden nicht geschätzt. Von König Charles' Belehrungen über Prinz Andrews Geilheit bis zu Harrys Absurdität: Die Männer des Hauses Windsor wirken aufgeblasen und schwach. Umso besser gefallen uns die Windsor-Frauen: die verstorbene Königin natürlich, ihre Tochter Prinzessin Anne – und deren Tochter Zara Tindall, die attraktivste und populärste der jüngeren Royals.

Sie wurde geboren als Zara Phillips, Tochter von Anne und deren Mann Mark Phillips. Die erste sympathische Eigenschaft, die öffentlich bekannt wurde, war, dass Zara keinen Titel tragen würde. Obschon diese nur über die männliche Linie vererbbar sind, bot die Königin ihrer Tochter an, deren Kindern die Titel Prinz und Prinzessin zu verleihen – doch Anne lehnte ab. Der *Times* sagte Tindall 2015: «Es war ein grosses Glück, dass meine Eltern auf den Titel verzichtet haben und wir dadurch die Gelegenheit bekamen, all das zu tun, was wir getan haben.» Dazu gehörte, dass sie sich mit siebzehn ein Zungenpiercing zulegte und in der Folge den Rugbyspieler Mike Tindall heiratete, der 2022 zum Liebling der Nation wurde dank dem Stoizismus, den er in der Reality-Show «I'm a Celebrity ... Get Me Out of Here!» an den Tag legte.

Prinzessin Anne als Babysitter

Bevor er sich 2014 aus dem Rugby zurückzog, hatte Magic Mike einiges eingesteckt: einen Leberriess, eine Lungenperforation, einen Beinbruch, zwei Rippenbrüche, und gleich acht Mal wurde seine Nase gebrochen. Aber er strahlt eine solche Ruhe aus, dass es völlig wurscht ist, dass er aussieht wie eine Kartoffel. Auf vielen Fotos von öffentlichen Auftritten der Tindalls wirken die beiden, als amüsierten sie sich gerade über einen nicht ganz stubenreinen Witz – nicht schlecht für eine Ehe, die schon länger als zehn Jahre währt.



Königlicher als der Rest ihres Clans: Rugbyspieler-Gattin Tindall, 42.

Sport, Spass und Hunde sind in ihrem Leben wichtig, und wenn sie ins Pub gehen, fungiert Anne, die Princess Royal, als Babysitter. Ein modernes Beispiel dafür, wie man sich als Mitglied des Königshauses verhalten kann, und entschieden attraktiver als das malthusische Geschwafel ihres Onkels über die Plage des Bevölkerungswachstums oder die Verbissenheit, mit welcher ihr Cousin in seiner Villa in Los Angeles der Vergangenheit nachtrauert, als wäre er die Diva aus «Sunset Boulevard».

Es entbehrt nicht der Ironie, dass Mrs Tindall, Frau eines Reality-TV-Stars und ausgebildete Physiotherapeutin, entschieden königlicher wirkt als der Rest ihres Clans mit seinen grossen Ländereien, noch grösseren Ansprüchen und seiner kompletten Fehleinschätzung der eigenen Fähigkeiten.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Plötzlich wollen alle mit Vietnam befreundet sein

Der einstige Pariastaat ist zum leuchtenden Stern in Fernost aufgestiegen. Geschickt spielt das Land die Rivalen USA und China gegeneinander aus.

Francis Pike

Ich bin in der Zeit des Vietnamkriegs aufgewachsen. Es war der prägende Hintergrund meiner Teenagerjahre. Und 1972, als ich an der Universität Paris-Nanterre Wirtschaftswissenschaften studierte, kam der amerikanische Außenminister Henry Kissinger regelmässig nach Paris, um mit dem nordvietnamesischen Verhandlungsführer Le Duc Tho über ein Friedensabkommen zu sprechen.

Nach dem Fall von Saigon im April 1975 verschwand Vietnam, das die Titelseiten der Zeitungen lange Zeit beherrscht hatte, aus dem Blickfeld des Westens. Wie der amerikanische Journalist Gary Silverman im Jahr 2015 schrieb, waren die Vietnamesen «ein Produkt unserer kollektiven Fantasie. Aus den Augen, aus dem Sinn.»

Modernes Sparta

Von 1976 an führte Vietnam, weitgehend unter dem Radar der westlichen Medien, einen Grenzkrieg mit dem Kambodscha von Pol Pot. 1979 wurde die Volksrepublik Kampuchea als vietnamesischer Marionettenstaat ausgerufen. Erstaunlicherweise stützten die Vereinten Nationen Pol Pot, obwohl längst bekannt war, dass er einen Genozid an einem Viertel der kambodschanischen Bevölkerung verübt hatte.

Als ich Anfang der 1980er einen britischen Diplomaten in Bangkok fragte, warum wir Pol Pot nach wie vor unterstützten, antwortete er ausweichend, dass der Westen nicht den mittlerweile berüchtigten Massenmörder Pol Pot unterstütze, sondern die Regierung des Demokratischen Kampuchea, eine Koalition antivietnamesischer Parteien, zu denen auch König Norodom Sihanouk und die Khmer Rouge zählten. Dass der Westen auf das Regime des Massenmörders Pol Pot setzte, zeigt nur, wie tief Vietnam im Ansehen des Westens gesunken war.

Doch am 15. Dezember 1986 wurde auf dem 6. Parteitag der KP Vietnams eine Politik der «Doi Moi» (Erneuerung) beschlossen, die – wie die Perestrojka in der Sowjetunion – die Einführung einer «sozialistischen Marktwirt-



Ein Produkt unserer kollektiven Fantasie: Halong-Bucht.

schaft» anstrebte. Es ging um wirtschaftliche Liberalisierung mit dem Ziel, «die Erzeugung von Nahrungsmitteln, Verbrauchsgütern und Exportprodukten» zu steigern. Gebilligt wurde auch die geplante Errichtung einer Aktienbörse.

Als ich zwei Wochen später, am Weihnachtstag 1986, nach Saigon flog, sah ich mit eigenen Augen, welch unermessliche Armut

Viele sehen in Vietnam ein kraftvolles Bollwerk gegenüber den regionalen Ambitionen der Chinesen.

Kommunismus und militärische Abenteuer über das Land gebracht hatten. Seit der Befreiung von Japan und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sich Vietnam nicht

zu einem «Staat mit Armee», sondern zu einer «Armee mit Staat» entwickelt. Es war ein modernes Sparta.

Aber trotz Doi Moi wurde Vietnam nicht sofort in die Völkergemeinschaft aufgenommen. Der Rückzug aus Kambodscha 1991 bahnte den Weg, aber auch die Annäherung an China war ein hilfreicher Schritt. Um dies zu ermöglichen, strich die Nationalversammlung einen Passus aus der Präambel der Verfassung, dem zufolge China ein «gefährlicher, direkter Feind des vietnamesischen Volkes» sei.

1994 hoben die USA das Handelsembargo auf. Ein Jahr später nahm Vietnam volle diplomatische Beziehungen mit dem vormaligen Feind auf. Gleichzeitig wurde Vietnam als vollberechtigtes Mitglied in die Asean (Verband südostasiatischer Nationen) aufgenommen.

Im Jahr 2000 besuchte Bill Clinton als erster US-Präsident Vietnam. Um die Aussöhnung zwischen den beiden Nationen weiter voranzubringen, sagte er Finanzhilfe für die Entschärfung amerikanischer Minen und Bomben zu, denen seit dem Ende des Kriegs etwa 40 000 Menschen zum Opfer gefallen waren. Höhepunkt des langen Marschs Vietnams zu internationaler Anerkennung war die Aufnahme in die Welthandelsorganisation (WTO) im Jahr 2007. Das Pro-Kopf-Bruttoinlandprodukt, das 1986 nur 100 Dollar betrug, hatte sich am Ende des Jahrhunderts vervierfacht.

Bald in den globalen Top Ten

Aber erst in den anschliessenden zwei Jahrzehnten konnte von einem richtigen Aufschwung gesprochen werden. Das kaufkraftbereinigte Pro-Kopf-BIP beträgt inzwischen 14 200 Dollar. Mit einem Wachstum von 8 Prozent im Jahr 2022 war Vietnam die wachstumsstärkste Volkswirtschaft der Region. Mit einer jungen Bevölkerung von 99,2 Millionen, die weiterhin um 0,8 Prozent jährlich wächst, könnte Vietnam 2050 zu den zehn führenden Wirtschaftsmächten der Welt gehören.

Der hohe Entwicklungsstand des Landes zeigt sich auch darin, dass die Vietnamesen, wie kürzlich gemeldet, sich besonders gut auf den Umgang mit Kryptowährungen verstehen. In dem Masse, wie chinesische Unternehmer ihre Operationen ins Ausland verlagern, entwickelt sich Vietnam zu einem Zentrum des Geschäfts mit Bitcoin und anderen Kryptowährungen. Die Digitalisierung der Wirtschaft schreitet spektakulär voran. In Vietnam gibt es heute 70 Millionen Internetnutzer (gegenüber 165 000 im Jahr 2001).

Vietnam verzeichnete bereits ein rasches Wachstum, bevor Präsident Trump und sein Nachfolger Biden für eine Abkühlung in den Wirtschaftsbeziehungen mit China sorgten. Die aggressive Rhetorik von Präsident Xi Jinping gegenüber Taiwan, seine Entschlossenheit, das Südchinesische Meer zu beherrschen, und der forcierte Ausbau des Projekts «Neue Seidenstrasse» haben zu einer neuen Dynamik in Asien geführt.

Angeichts der niedrigen Löhne in Vietnam war Nike bereits ein wichtiger Investor, aber auch immer mehr Tech-Unternehmen (Apple, Microsoft und Dell) investieren mittlerweile lieber in Vietnam als in China, um ihre asiatischen Lieferketten vor Risiken zu schützen. Chinesische Unternehmen agieren ähnlich. Die Volksrepublik hat rund 26 Milliarden Dollar in 4000 Projekten in Vietnam investiert. Während Direktinvestitionen in China in den letzten drei Jahren deutlich eingebrochen sind, kann Vietnam ein spürbares Plus vorweisen.

Die wachsende wirtschaftliche Bedeutung seit 2021 hat dazu geführt, dass Vietnam wieder

geopolitische Aufmerksamkeit genießt, was sich in den westlichen Medien allerdings kaum niederschlägt. Im Juli waren US-Verteidigungs-

Das Land wird von allen Seiten umworben, verhält sich bislang aber vergleichsweise neutral.

minister Lloyd Austin und anschliessend Vizepräsidentin Kamala Harris in Hanoi. Nachdem die USA die Lieferung kostenloser Corona-Impfstoffe angeboten hatten, reiste der chinesische Aussenminister Wang Yi im darauffolgenden Monat nach Vietnam – mit drei Millionen kostenlosen Impfdosen.

Plötzlich scheint es, als wollten alle mit Vietnam befreundet sein. Die Neuorientierung der amerikanischen Vietnam-Politik folgt anderen asiatischen Ländern, die in Vietnam ein kraftvolles Bollwerk gegenüber den regionalen Ambitionen der Chinesen sehen. Indien und Japan haben sich Vietnam angenähert. Bei einem Besuch des indischen Premierministers Narendra Modi in Vietnam 2016 wurde das Verhältnis der beiden Länder auf die Ebene einer «umfassenden strategischen Partnerschaft» angehoben – was nicht nur für die Wirtschaftsbeziehungen gilt, sondern auch eine Zusammenarbeit der Geheimdienste und gemeinsame Marinemanöver einschliesst.

Auch die Europäische Union ist bemüht, die Beziehungen zu Vietnam zu verbessern. Und im Juni 2023 kam Nationalratspräsident Martin Candinas während eines Besuchs in Hanoi mit Regierungschef Pham Minh Chinh zusammen. Es ging vor allem um Handelsfragen und Finanzdienstleistungen.

China hat durch die Errichtung von militärischen Installationen wie Häfen, Raketenstillen und Startbahnen auf den grösstenteils unbewohnten Paracel-Inseln seine Ansprüche auf das gesamte Südchinesische Meer untermauert. Diese 130 Inselchen, meist Korallenriffe, sind der Dreh- und Angelpunkt eines schwelenden Konflikts zwischen Vietnam und China um Fischereirechte, Gas- und Erdölvorkommen.



Probleme in den beiderseitigen Beziehungen sind nicht neu. Vietnams «ewiger Gegner» ist China – nicht die einstige Kolonialmacht Frankreich oder Amerika, der Gegner im Kalten Krieg. In vietnamesischen Schulbüchern wird darauf hingewiesen, dass China Vietnam im Jahr 179 v. Chr. durch Verrat erobert habe. An den Aufstand der Schwestern Trung im Jahr 43 n. Chr. wird noch heute erinnert. Abgesehen von einem fünfzigjährigen Intermezzo herrschte China bis zum Jahr 939 über Vietnam, mehr als tausend Jahre. Mit dem Aufstieg der Ming-Dynastie kam es zu einer vierten Periode chinesischer Herrschaft. Noch 1979 kostete ein vietnamesisch-chinesischer Grenzkrieg 30 000 Vietnamesen das Leben.

Die wachsende wirtschaftliche Bedeutung von Vietnam sorgt für ein heikles geopolitisches Verhältnis der Nachbarn. Faktisch sind die beiden Länder «befreundete Feinde». Wie es in einem jüngst veröffentlichten Bericht der Rand Corporation heisst: «Es ist nicht damit zu rechnen, dass Vietnam sich China entgegenstellt, aber aufgrund von Sicherheitsfragen dürfte es auch nicht zu einer Zusammenarbeit mit Peking kommen.»

Rivalen gegeneinander ausgespielt

Im Juni 2023, nachdem chinesische Kriegsschiffe in vietnamesische Gewässer eingedrungen waren, statteten ausländische Marineverbände Vietnam einen Besuch ab. Der Hafen von Cam Ranh, einst sowjetischer Marinestützpunkt, empfing die indische Marine, darauf die «Izumo», den grössten japanischen Zerstörer. Dann legte der amerikanische Flugzeugträger «USS Ronald Reagan» in Da Nang an. Drei Monate später stuften Washington und Hanoi, genau wie China, ihre Beziehungen als «umfassende strategische Partnerschaft» ein.

Selbst Präsident Xi scheint erkannt zu haben, dass eine zumindest partielle Neutralität Vietnams erstrebenswert ist. Ende Dezember reiste er nach Hanoi zu Gesprächen mit KP-Generalsekretär Nguyen Phu Trong, Präsident Vo Van Thuong und Regierungschef Pham Minh Chinh. Während seines Besuchs wurden zahlreiche Handels- und Infrastrukturabkommen unterzeichnet.

Vietnam hat mehr als jedes andere Land von den Spannungen zwischen China und Amerika, Japan, Indien, Korea und Australien profitiert. Das Land wird von allen Seiten umworben, verhält sich bislang aber vergleichsweise neutral.

Das Land spielt die geopolitischen Rivalen sehr geschickt gegeneinander aus – mit dem Ergebnis, dass der einstige Pariastaat in nur 35 Jahren zum leuchtenden Stern Asiens aufgestiegen ist.

Francis Pike hat in verschiedenen Funktionen Regierungen in Asien und dem Nahen Osten beraten. Pike ist regelmässiger Autor für die *Weltwoche*.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Die Schweiz finanziert eine Stiftung, die Putin hinter Gitter bringen will

Die Fondation Hironnelle unterstützt ukrainische Organisationen im Kampf gegen Russland. Das Geld dafür kommt vom Schweizer Steuerzahler. Das Aussendepartement wiegelt ab.

Rafael Lutz

Private Stiftungen spielen heute eine wichtige Rolle im Kampf um die Deutungs-
hoheit in Konflikten. In der Öffentlichkeit gerieren sie sich zwar gerne als unabhängig. Doch die Realität ist oft eine andere. Ein Beispiel hierfür ist die Fondation Hironnelle (FH). Die Stiftung gibt vor, sich weltweit für unabhängige Medien starkzumachen, und hat in zahlreichen Krisenregionen Radiostationen aufgebaut.

«Humanitärer» Sender

Die FH ist in Lausanne domiziliert und beschäftigt gegen 250 Mitarbeiter. Grosszügig unterstützt wird sie seit Jahren durch die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza), die im Aussendepartement (EDA) von Bundesrat Ignazio Cassis angesiedelt ist. Allein 2022 zahlte der Bund fünf Millionen Franken. Bis heute kann die FH zudem auf die finanzielle Unterstützung mehrerer westlicher Regierungen sowie auch der Europäischen Union zählen.

Die Zahlungen sind in mehrfacher Hinsicht verwunderlich. Denn der Leistungsausweis der Organisation ist umstritten. Journalisten des Westschweizer Radios und der Organisation Reporter ohne Grenzen, die zuvor über die schreck-

lichen Gemetzel in Ruanda berichtet hatten, hoben die Organisation 1995 aus der Taufe und installierten in einem Flüchtlingslager von Bukavu im damals zairischen Grenzgebiet Radio Agatashya.

Ziel war es, einen «humanitären» Sender auf die Beine zu stellen. Doch gleich das erste Projekt scheiterte schon bald. Trotz des Misserfolgs konnte die Stiftung, die über ein Budget von mehr als zehn Millionen Franken verfügt, in den folgenden Jahren stets auf die Gelder von Regierungen zählen. Heute ist die FH unter anderem in Myanmar, Burkina Faso, Mali, Niger, Tunesien sowie auch der Ukraine tätig, um beim Aufbau von Radios, Websites sowie etwa auch bei der Ausbildung von Journalisten Unterstützung zu leisten.

«Objektiven, unabhängigen und für die Menschen zuverlässigen Journalismus anzubieten», das sei seither das Ziel der Organisation, sagte Tony Burgener, Präsident des Stiftungsrats der FH, 2020 gegenüber dem *Walliser Boten*. Mit Blick auf den geopolitisch hochexplosiven Krieg in der Ukraine zeigt sich jedoch: Die FH handelt alles andere als unparteiisch. In dem osteuropäischen Staat hat die FH im April 2022 das

Projekt «Unterstützung der Widerstandsfähigkeit der ukrainischen Medien» aufgelegt.

In dieses flossen im gleichen Jahr mehr als eine halbe Million Franken, 90 000 davon kamen vom EDA. Im Rahmen ihres Projektes ist die FH mit dem International Institute for Regional Media and Information (IRMI) eine Partnerschaft eingegangen. Dessen Programmleiter Oleksiy Soldatenko zeichnete letzten Herbst Taras Zozulinskyy für dessen journalistische Leistungen aus.

Zozulinskyy betreibt das Portal *Detectives* und versucht, belastendes Material zu sammeln, um den russischen Präsidenten Wladimir Putin im Rahmen eines Sondertribunals juristisch zur Rechenschaft ziehen zu können. Finanziert wird sein Portal unter anderem von der US-Behörde für Entwicklungszusammen-

Mit Blick auf den hochexplosiven Krieg zeigt sich: Die FH handelt alles andere als unparteiisch.

arbeit (USAID), die ihn schon wiederholt unterstützt hat. Letztere Organisation ist seit längerem aktiv in der Ukraine und arbeitet ebenfalls mit der FH-Partnerorganisation IRMI zusammen.

Über ihre Erfolge in der Ukraine schreibt die FH, dass sie über ein Dutzend Medien in «besetzten oder befreiten Gebieten» unterstützen konnte und dank ihr «mehr als 100 in der Ukraine und international produzierte Artikel über Kriegsverbrecherprozesse und damit verbundene Justizprozesse» erschienen seien.

Journalistin Crawford zeigt Flagge

Aber nicht nur die IRMI, auch die Journalisten der FH positionieren sich im Ukraine-Krieg deutlich. Auf *Justiceinfo.net*, dem Newsportal der Organisation, wehen einem überall Ukraine-Flaggen entgegen. Besonders viel «Flagge» zeigt Julia Crawford, Journalistin und Übersetzerin für Justiceinfo. Seit 2022 schreibt sie regelmässig über die Ukraine und nimmt dabei fast ausschliesslich russische Kriegsverbrechen ins Visier. Umgekehrt sucht man von Crawford vergeblich Kritik an Wolodymyr Selenskyj.

Mit Blick auf die Aktivitäten der FH in der Ukraine werfen die Zahlungen des Schweizer Aussendepartements Fragen auf. Gerade auch vor dem Hintergrund der Neutralität. Damit konfrontiert, entgegnet das EDA gegenüber der *Weltwoche*: «Die Aktivitäten der Fondation Hironnelle in der Ukraine stehen im Einklang mit der Unterstützung, die die Schweiz dem Land gewährt.»



«Im Einklang mit der Schweiz»: EDA-Chef Cassis.

Eine Frage des Kontexts

Die Rektorin der Harvard-Universität relativierte den Massenmord in Israel – und wird geschasst. Ihre entlarvende Faustregel: Verbrechen sind keine, wenn unsere Leute sie begehen.

Harald Martenstein

Nach den Massenmorden in Israel, am 7. Oktober, sahen sich bekanntlich viele woke Linke und auch manche Feministinnen nicht imstande, diese Verbrechen klar zu benennen. Auch für die Vergewaltigungsoffer konnte ein Personenkreis, der üblicherweise empört auf den kleinsten sprachlichen Fauxpas reagiert, kein Mitgefühl aufbringen. Warum nur?

Als die Rektorin der Elite-Universität Harvard in einem Hearing gefragt wurde, ob ein studentischer Aufruf zum Massenmord an Jüdinnen und Juden gegen den Verhaltenskodex ihrer Hochschule verstiesse, sagte sie: «Kann sein. Das kommt auf den Kontext an.» Claudine Gay musste zurücktreten. Dabei spielten allerdings auch Plagiatsvorwürfe gegen sie eine Rolle und die Tatsache, dass Harvard Angst davor haben muss, dass jüdische Spender dieser Uni ihre Gunst entziehen.

Sich selbst aber sieht Gay jetzt selbstverständlich als Opfer, und zwar als Opfer einer rechten Kampagne.

Lenin, Mao, Ceausescu

Im Denken der extremen Linken gibt es keine Menschenrechte, die ohne Unterschied für alle und jeden gelten. Diese Idee, Menschenrechte, ist in ihren Augen nur liberaler, bürgerlicher Mumpitz. Politische Führer wie Lenin, Mao oder Ceausescu konnten darüber nur lachen. Das ist die entscheidende Gemeinsamkeit zwischen dem Islamismus, Terrorgruppen wie der Hamas und der neuen, woken, antirassistisch-postkolonialen Linken: Anspruch auf körperliche Unversehrtheit, auf Fairness, auf Höflichkeit, Chancengleichheit und all diese schönen Dinge des zwischenmenschlichen Alltags haben nur wir und unsere Verbündeten. Alle anderen nicht.

Die Idee der Menschenrechte ist tatsächlich eine westliche, unter anderem aus dem Christentum entstanden. Die geistige Nähe zur Idee «Nächstenliebe» ist schwer zu bestreiten. Ein paar Wochen nach dem Massaker fand ich in der Post ein Kirchenblatt. Dort wurde um



Auf die Farbe kommt es an: Rektorin Gay.

Spenden für eine Organisation geworben, die Sklaven befreit. Moment, gibt es heute wirklich noch Sklavenhandel?

Aber sicher. Die Vereinten Nationen schätzten 2018 die Zahl der Sklaven auf weltweit vierzig Millionen, acht Millionen allein in Indien, vier Millionen in China. Es gibt, was die Zahlen betrifft, heute vermutlich sogar mehr Sklaven auf der Welt als jemals zuvor in der Geschichte, auch mehr als in der Epoche der Baumwollplantagen im Süden der USA.

Es ist noch heute nicht unüblich, dass Muslime Christen jagen und fangen, um sie zu Sex- oder Arbeitssklaven zu machen, Opfer sind

Ein Lichtblick ist es, dass die Doppelmoral des Postkolonialismus nun für alle leicht zu erkennen ist.

vor allem die etwa vier Millionen Katholiken im Südsudan, die meisten gehören zum Volk der Dinka. Auch in Libyen, nicht weit von Tripolis, gibt es Sklavenmärkte, auf denen Migranten aus dem südlichen Afrika verkauft werden, Leute, die eigentlich nach Europa wollten.

Christian Solidarity International will seit 1995 allein im Sudan 100 000 Sklaven frei-

gekauft haben, mit Hilfe einheimischer Mittelsmänner, die auf den Sklavenmärkten einkaufen, ein Mensch kostet dort im Durchschnitt etwa 200 Euro. Sie werden medizinisch versorgt und versuchen dann, in ihre Heimat zurückzukehren.

Wie die *Zeit* berichtete, werden heute manchmal sogar auf Facebook Frauen angeboten und versteigert. In diesem Fall handelte es sich um eine 16-Jährige, für die ihr Vater 530 Kühe, 10 000 Dollar und drei Autos als Preis erzielte. Das höchste Gebot kam von einem reichen Sudanesen. Diese Verbrechen, Taten von heute, spielen aber in unseren Medien meist keine grosse Rolle. Stattdessen geht es fast ausschliesslich um die historische Schuld der Europäer und die postkoloniale, von einer noch unerforschten Form des Wahnsinns geborene These, dass ausschliesslich weisse Europäer dazu in der Lage seien, anderen Böses zu tun.

Holocaust erfolgreich vertuscht

Wie Claudine Gay richtig sagte, die gewesene Rektorin von Harvard: Es kommt auf den Kontext an, auch bei der Frage, ob etwas berichtenswert ist. In den arabischen Medien tauchen die Verbrechen der Hamas meist nicht mehr auf, es ist, als seien sie niemals geschehen und als liefen die Israelis grundlos Amok in Gaza. Das erinnert stark an den Roman «Vaterland» von Robert Harris, in dem die Nazis den Krieg gewonnen und den Holocaust erfolgreich vertuscht haben.

Ein Lichtblick ist es, dass die Doppelmoral des an unseren Unis dominanten Postkolonialismus nun, nach dem Oktobermassaker, für alle leicht zu erkennen ist. Dessen Faustregel: Verbrechen sind keine, wenn unsere Leute sie begehen. Es kommt immer darauf an, welche politische Farbe oder Hautfarbe die Täter haben. Das war bei den Kolonialverbrechen so, bei den Nazis, bei den Kommunisten, und bei den Woken von heute ist es genauso.

Harald Martenstein zählt zu den bekanntesten Kolumnisten Deutschlands. Kürzlich erschien von ihm: «Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff». C. Bertelsmann, Fr. 27.90.

Jeder Krieg hat eine Vorgeschichte

Ich habe acht Jahre an zwei Büchern über Russland und seinen Präsidenten gearbeitet. Ein russischer Unternehmer unterstützte mich dabei finanziell. Seit das bekannt ist, werde ich als «Putin-Schleimer» verleumdet. Bereue ich nun mein Vorgehen? Nein.

Hubert Seipel

Wie steigt man ein in eine Geschichte, in der die FAZ den medialen Shitstorm über mich als angeblichen Putin-Agenten und meine rund vierzig Fernsehfilme schlicht so zusammenfasst: «Ein von Moskau heimlich finanziertes öffentlich-rechtliches Programm, den Fall hatten wir bislang nicht. Selbst wenn, würde Hubert Seipel, der sich von Moskau kaufen liess und so tut, als sei nichts, vielleicht sagen, dass seine journalistische Unabhängigkeit dadurch nicht beeinträchtigt sei.»

Der Zeuge, den die FAZ zitiert, ein ehemaliger Moskau-Korrespondent der Öffentlich-Rechtlichen, trägt kaum zur Wahrheitsfindung bei. Man habe, lobte WDR-Mann Udo Lielischkies die vermeintlich eigene Professionalität, selbst nie ein Porträt über Wladimir Putin gemacht, weil «Gazprom und der Kreml die Kontrolle über das Material und den fertigen Film wollten. Wir haben das abgelehnt. Seipel offenbar nicht.»

Das Wort «offenbar» ist eine hübsche Diffamierung. Beweise hat er nicht. Weder hat der russische Präsident das von mir gefordert noch der Konzern Gazprom, der damit überhaupt nichts zu tun hatte. Das Moskauer Büro des WDR hat allerdings über Jahre vergeblich versucht, ein Putin-Porträt zu produzieren, es aber nicht hinzubekommen.

Ich habe es hibekommen – und ich habe zu keinem Zeitpunkt Geld oder andere Zuwendungen für Fernsehproduktionen oder Fernsehinterviews bekommen. Und damals wurde meine Fernsehdokumentation «Ich, Putin» ausdrücklich auch von jenen gelobt, die nun kein gutes Haar daran lassen. «Hubert Seipel verzichtet auf eine Dämonisierung des <Systems Putin> und erntet dafür ein sowohl politisch wie psychologisch überzeugendes Porträt des Mannes», schrieb die FAZ.

Im *Spiegel* war zu lesen: «Der TV-Mann kommt dem Premier, der wieder Präsident werden will,



Eine hübsche Diffamierung.

sehr nahe, ohne ihm auf den Leim zu gehen. Es gelingt ihm, die Inszenierung, die sein Gegenüber vielleicht im Sinn gehabt hat, zu durchbrechen.» Und selbst die *Taz* kam trotz «des erwartbaren Propagandaverdachts» zu dem Schluss, dass der Film den selbigen Verdacht «entkräftet».

Meine Einschätzungen haben sich nicht grundsätzlich geändert. Was sich verändert hat, sind das politische Klima und die öffentliche Meinung, die eine inhaltliche Diskussion über die Vorgeschichte der gegenwärtigen Situation nach der «Zeitenwende» nur in den Kategorien Schwarz oder Weiss betrachtet.

Am Anfang war Helmut Schmidt

Es war Helmut Schmidt, der mein Interesse an Russland geweckt hatte. Der Ex-Kanzler hatte mir nach der Verleihung des gleichnamigen Medienpreises 2006 beim Abendessen erzählt, wie Deutschland schon von US-Präsident Ronald Reagan mit Sanktionen belegt wurde, weil Schmidt am Ende seiner Amtszeit mit der UdSSR einen Vertrag über Energielieferungen abgeschlossen hatte. Die konkrete Folge unseres Treffens war 2009 mein ARD-Film über die

Deutschen und das Gas aus dem Osten, der nicht nur vom *Spiegel* hochgepriesen wurde, sondern auch gleich für den Grimme-Preis nominiert war.

An der geopolitischen Strategie der USA hat sich nichts geändert. Das Resultat: Drei Jahrzehnte nach dem Ende der Sowjetunion stehen sich Russland und der Westen wieder feindlich gegenüber, und wieder einmal ist die Rollenverteilung die alte. Auf dem Spiel steht, wenn man unseren Politikern glaubt, nichts weniger als der eklatante Unterschied zwischen Gut und Böse, zwischen Freiheit und Diktatur.

Damit wir uns nicht missverstehen: Krieg ist immer ein Tabubruch – auch der Krieg in der Ukraine. Richtig ist aber auch: Seit es Menschen gibt, wird Krieg geführt, auch wenn jeder behauptet, ihn nicht zu wollen. Geopolitik der Grossmächte hat es immer gegeben und wird es immer geben.

Allerdings hat jeder Krieg eine Vorgeschichte. Er ist oft die Fortsetzung der Vergangenheit. Die zentrale Frage ist, wie Krieg verhindert werden kann. Nachdem ein Krieg begonnen hat, ist stets der andere schuld.

Diese absehbare Entwicklung zu analysieren und aufzuschreiben, war der Grund, warum ich nach meiner Fernsehdokumentation «Ich, Putin» die Buchprojekte begonnen habe. Das Projekt war allein meine Entscheidung, und im Laufe der Recherche wurde schnell klar: Wenn ich mich mit dem Thema inhaltlich beschäftigen wollte, würde es ein Vollzeitjob. Bücher lassen sich nicht so nebenbei schreiben, und kein deutscher Think-Tank würde diesen Ansatz unterstützen. Ein Verlag zahlt für ein Buch, nicht aber für den enormen Zeitaufwand der Recherche.

Das war die Ausgangslage, als ich im Laufe der Arbeit ein Sponsoring-Angebot von Alexei Mordaschow erhielt. Er bekam weder vorher ein Manuskript zu sehen, noch wusste er, was ich konkret schreiben. Einflussnahmen auf den Inhalt oder die Erscheinung der Bücher wurden auch juristisch ausgeschlossen.

Es folgten gut acht Jahre Arbeit, ein halbes Hundert Reisen nach Russland, Recherchen in den USA, Präsenz bei den Minsk-II-Verhandlungen und dem Helsinki-Treffen zwischen dem amerikanischen und dem russischen Präsidenten. Nicht zu reden von zahllosen Reisen nach Berlin, wo auch Jan Hecker, der aussenpolitische

*Es gilt der alte Satz von Tolstoi:
«Alle wollen die Welt verändern,
aber keiner sich selbst.»*

Berater von Kanzlerin Angela Merkel, zu meinen Gesprächspartnern zählte – vom damaligen Aussenminister Frank-Walter Steinmeier nicht zu reden. Die Kritiker meiner Bücher haben mir keine Fehler nachgewiesen, ausser der abweichenden Einschätzung. Die *Zeit* und der *Spiegel* haben Auszüge abgedruckt.

Bereue ich das nun? Nein. Ohne Drittmittel, sprich: Sponsorship, hätte ich die Bücher nicht schreiben können.

Mordaschow kommt nicht aus dem russischen Sicherheits- oder Staatsapparat, sondern ist ein Unternehmer, der in Deutschland auch wegen seiner Beteiligung am Touristik-Unternehmen Tui bekannt ist. Zudem sass er über Jahre in wichtigen Gremien wie der Strategischen Arbeits-

gruppe für Wirtschaft und Finanzen, einem deutsch-russischen Regierungsprojekt. Er setzte sich für die deutsch-russischen Beziehungen ein, sponserte den Jugendaustausch und war in Berlin auch bei der Bundesregierung ein gerngesehener Gast.

Bis zum Ukraine-Krieg. Seither steht er auf der Sanktionsliste, weil wir uns «mit Russland im Krieg befinden». Im Amtsblatt der EU ist die Begründung weniger konkret. Sie erfolgt nach einem kollektiven politischen Schuldspruch: Russe, reich, schuldig. Konkreter Vorwurf: «Sein Unternehmen ist Anteilseigner der Bank Rossija, von der er 2017 etwa 5,4 Prozent hielt und die als persönliche Bank hochrangiger Beamter der Russischen Föderation gilt.»

Tatsächlich ist Mordaschow Teil der politischen und historischen Entwicklungen Russlands der letzten dreissig Jahre. Dass Mordaschow wie auch deutsche oder amerikanische Unternehmer Kontakte zur russischen Regierung haben, bringt ihre Stellung mit sich.

Wie in der McCarthy-Zeit

Die Kampagne gegen mich als «Putin-Versteher» des Investigativ-Start-ups Paper Trail Media – es arbeitet für *Spiegel*, ZDF und andere Medien – ist das klassische Muster der Kontaktschuld. Man macht sich selbst dann schuldig, wenn man Kon-

takt zu einem erklärten politischen Gegner hat oder zu einem umstrittenen Thema andere Vorstellungen als der Mainstream. Weder in meinen Filmen noch in meinen Büchern wurden dabei konkrete Fehler nachgewiesen.

Ich habe die Entwicklung der letzten dreissig Jahre beschrieben und Putins Sicht vorgestellt. Billige ich deswegen schon, was er tut? Kann man die Perspektive eines politischen Gegners nicht auch ohne Kommentar stehenlassen, damit sich der Leser ein eigenes Bild macht? Muss ich Putin sofort prinzipiell widersprechen? Als vorsorglicher Akt politischer Schadensbegrenzung, so, wie Jugendliche beim Kauf von Alkohol ihren Ausweis zeigen müssen? Verstehen ist die Grundlage für Analysen. Die Vorstellung, ich müsste mich gleichzeitig öffentlich mit Abscheu und Entsetzen distanzieren, um glaubwürdig zu sein, erinnert an Inquisition und Hexenjagd.

Das Konstrukt heisst in den USA «guilt by association». Es hatte seinen Höhepunkt in der McCarthy-Zeit und wurde gegen Journalisten, Regisseure oder Politiker angewendet, weil sie anderer Meinung waren und damit angeblich dem Kommunismus nahestanden. Heute wird die Methode auf vielen Feldern benutzt, weil sie in Zeiten des Internets noch effektiver ist.

Es geht stets um Interessen. Politische Erwartungshaltungen sind die Grundlage des

«Mein erster Service:
Die schlechte Nachricht
für Ihre alte Bank
überbringe ich.»

UBS Wealth Management.
Für eine neue Generation.

Exklusiv unter:
ubs.com/new-gen oder 058 240 00 20





Nah dran: Journalist Seipel.

HUBERT SEIPEL

Mit Putin am Lagerfeuer

Mit Putin in der verschneiten sibirischen Taiga. Mit Putin im vertrauten Gespräch. Mit Putin im Fond einer Limousine auf der Fahrt durchs abendliche Moskau. Mit Putin am Lagerfeuer. Mit Ausnahme des amerikanischen Regisseurs Oliver Stone ist wohl kein westlicher Medienmann dem Kremlchef so lange so nahe gekommen wie der deutsche Journalist Hubert Seipel. Mehrere Monate lang begleitete er in den Jahren 2011 und 2012 den russischen Präsidenten. Das Ergebnis war eine beeindruckende TV-Dokumentation unter dem Titel «Ich, Putin – Ein Porträt».

Neben Lob gab es auch Kritik an dem Film – die wohl auch von kollegialem Neid gespeist wurde. Denn Seipel war nicht der klassische Russlandkorrespondent mit einschlägigen Russisch- und Landeskenntnissen. Von denen mit hatte aber kaum einer auch nur einen offiziellen Interviewtermin mit Putin erhalten. Geschweige denn derart privilegierten Zugang.

So fiel denn ein Bericht des Magazins *Spiegel* Ende letzten Jahres auf fruchtbaren Boden, in dem berichtet wurde, dass Seipel für zwei spätere Buchprojekte über Russland und seinen Präsidenten («Putins Macht. Warum Europa Russland braucht» und «Putin. Innenansichten der Macht») von Moskau bezahlt worden sei. Endlich schien man ihn gestellt zu haben, den Scharlatan – der Jahre vorher nicht nur mit Zuspruch, sondern auch mit Fernsehpreisen überhäuft worden war.

«Moskau» erwies sich jedoch bald als dehnbare Begriff. Als Sponsor des auf mehrere Jahre angelegten Projekts entpuppte sich nicht der Kreml, sondern der russische Geschäftsmann Alexei Mordaschow. Nach Beginn des Ukraine-Krieges geriet auch er ins Schlepptnetz westlicher Sanktionen – und damit stand auch die Schuld Seipels fest. *Wolfgang Koydl*

journalistischen Geschäfts, in Berlin wie in Washington oder Moskau. Journalisten instrumentalisieren Politiker, und Politiker instrumentalisieren Journalisten. Öffentlichkeit ist die Währung des Geschäfts. Zu entscheiden, was schlüssig ist und was nicht, ist journalistischer Alltag. Auch bei Studien der Bertelsmann-Stiftung, den «Expertisen» von Hunderten Think-Tanks oder einflussreichen Vereinen wie der Atlantik-Brücke geht es ausschliesslich um politischen Einfluss. In dieser US-Lobby-Organisation sind und waren viele einflussreiche deutsche Journalisten Mitglieder – von der ARD-Hauptstadtbüro-Leiterin über den ehemaligen *Spiegel*-Chefredakteur bis zu leitenden Journalisten der *Süddeutschen Zeitung*, der *FAZ* oder der *Zeit*. Nähe sei nicht automatisch Vereinnahmung, sondern notwendig, sonst erfahre man nichts, argumentieren diese Kollegen.

Dass sich der *Spiegel* nach eigener Aussage seit 2019 mit rund vier Millionen Euro vom amerikanischen Milliardär Bill Gates finanzieren lässt, regt niemanden auf. Weil die Gates-Stiftung keinerlei Einfluss ausübe – wie der *Spiegel* sagt.

Dass weltweit grosse amerikanische, deutsche oder auch russische Unternehmen Dépendancen in Steueroasen unterhalten, ist bedauerlich, aber weit verbreitet. Daran kann ich wenig ändern. Ein grosser Sponsor des Journalistenkonsortiums ICIJ in Washington, dessen deutscher Ableger Paper Trail Media die Kampagne gegen mich initiierte, ist George Soros. Der amerikanische Milliardär unterhält ein Netzwerk von Firmen in Steueroasen wie den Britischen Jungferninseln oder Bermudas. Warum, hat er bislang nicht öffentlich erklärt. Ebay-Gründer Pierre Omidyar, auch einer der grossen Spender des Journalistenkonsortiums, ist ebenfalls in Steueroasen zu Hause.

Schlachtfeld Medien

George Soros inszeniert bekanntermassen weltweit politische Kampagnen und hat seit Jahren öffentlich Russland, speziell dem russischen Präsidenten, den Kampf angesagt. Er hat Hunderte von Journalisten gesponsert und Milliarden in Think-Tanks gesteckt. Mit seiner Stiftung Open Society versucht er, die moralische Überlegenheit des Westens und seine missionarische Vorstellung, wie die Welt zu sein hat, weltweit umzusetzen – nicht nur in Osteuropa, obwohl er dort kein Stimmrecht hat und nur einen amerikanischen Pass besitzt.

Dass Politik gewöhnlich von der geschichtlichen Erfahrung und den eigenen Interessen eines Landes bestimmt wird, mit anderen Worten von den eigenen Wählern, interessiert ihn nicht. Soros' persönlicher Kampf im Namen amerikanischer Werte und der Demokratie ist die moderne Variante christlicher Missionierungsversuche. Nur diesmal nicht in Afrika. Der Glaube an die eigene Überlegenheit macht blind für die Interessen anderer. Die Folgen sehen wir im Nahen

Osten, in der Türkei, in Afrika oder China. Die sonderpädagogische Vorstellung, wie diese Länder sich gefälligst zu verhalten haben, interessiert dort allerdings schon länger niemanden mehr.

Die berühmte «Sicht von nirgendwo» des Journalismus (Jay Rosen), die Unvoreingenommenheit suggeriert, gibt es nicht. Allenfalls ein Bemühen darum. Auch Kritiker sind Menschen mit Vorlieben für kulturelle Codes, für politische Verbindungen und mit ausgeprägten Vorstellungen, wie die Welt zu sein hat. Und in Zeiten von Kriegen stehen die Medien in der Regel an der Seite der eigenen politischen Elite. Wie es der Medienkritiker Karl Kraus schon vor hundert Jahren sagte: «Die verzerrte Berichterstattung über die Realität ist die Realität.» Unser Mediensystem ist längst zum Schlachtfeld geworden, auf dem zunehmend «Experten» von Denkfabriken in sozialen Netzwerken die gewünschte Richtung bestimmen.

Inquisitorische Fragen in Interviews, ob man von Russland bezahlt werde, unterstellen nichts anderes, als dass Putin bezahlt. Hat er aber nicht. Wer für deutsche oder amerikanische Think-Tanks arbeitet, bekommt solche Fragen nicht gestellt. Auch wenn manche Regierungen dafür direkt Steuergelder in die Hand nehmen, wie etwa die deutsche Bundesregierung. Der Think-Tank Zentrum Liberale Moderne, der von sich behauptet, «eine fundierte Osteuropa-Expertise» zu liefern, lässt sich zum Beispiel unter der Rubrik «Gegneranalyse» die Brandmarkung politischer und medialer Gegner direkt aus Bundesmitteln finanzieren. Laut Auskunft der Bundesregierung hat das Zentrum 2018 insgesamt Euro 4 472 572.56 an Steuergeldern bekommen, um gezielt in die politische Meinungsbildung der Öffentlichkeit einzugreifen.

Ich bin Journalist und kein Prophet und versuche die Welt so zu beschreiben, wie sie ist – und nicht, wie sie gefälligst zu sein hat. Auch ich habe nicht das exakte Datum für den Kriegsbeginn am 24. Februar 2022 vorhergesagt. Aber Kriege, die seit Jahrzehnten um das nationale Gedächtnis der Länder in Europa kreisen statt um die Erinnerung an das Leid, das Kriege hervorbringen, führen nur zu einem, nämlich zu einem neuen «Krieg». Das war das Schlusskapitel meines letzten Buches und buchstäblich mein letztes Wort.

Russland ist in unseren Augen ein autoritärer Staat. Aber die Russen sind volljährig. Politische Veränderungen in Moskau sind ihre ureigenste Angelegenheit. Als Deutsche sollten «wir unsere Aussenpolitik nicht mit zu viel Heilerwartung überfrachten», erklärte Bundespräsident Steinmeier noch 2020, auch wenn er sich offensichtlich nicht mehr daran erinnert. Unsere Politik dürfe sich «nicht in moralischen Verurteilungen» erschöpfen und in der weitverbreiteten Vorstellung, «alles wäre gut, wenn nur alle so vernünftig wären wie wir Deutschen».

Es ist der alte Satz von Tolstoi: «Alle wollen die Welt verändern, aber keiner sich selbst.»

Schlossgespenst und Machtfaktor

Journalismus, sagt man, soll Vorurteile abbauen. Wir zeigen es am Beispiel Frank A. Meyer.



Es war im Frühjahr 1999. Bundesrat Flavio Cotti, der Aussenminister, brauchte einen neuen Botschafter in Berlin. Cotti hatte zwei Möglichkeiten, Bruno Spinner, den Chef des Integrationsbüros, und Thomas Borer, den Chef der Task-Force Schweiz–Zweiter Weltkrieg.

Cotti rief nun den Journalisten Frank A. Meyer an, Ringiers Publizisten, zu dem er ein Vertrauensverhältnis hatte. Er fragte ihn, welchen der beiden Kandidaten er bevorzugen würde. Meyer riet zu Borer. Botschafter Borer und Journalist Meyer begossen dann die Wahl bei einem Diner in der «Schultheissenstube» in Bern.

Ich weiss, das ist eine andere Geschichte als die, die Sie bisher gelesen haben. Bisher hörten Sie, Meyer habe die spätere Sexaffäre um Thomas Borer inszeniert, weil er den Botschafter nicht leiden konnte.

Die Geschichte um Borer und Meyer wurde in unseren Blättern letzte Woche wieder neu aufgewärmt. Das hatte einen kalendarischen Grund. Frank A. Meyer wurde achtzigjährig. «Er schmeichelte sich ein bei den Mächtigen», lasen wir denn von *Aargauer Zeitung* bis *St. Galler Tagblatt* über den Jubilar.

Damit kommen wir gleich zu einem Fazit: Frank A. Meyer ist der bedeutendste Schweizer Journalist der letzten fünfzig Jahre.

Wie komme ich zu dieser Einschätzung? Der Ritterschlag in der Journalistenbranche ist als Resonanz definiert. Ein Journalist ist dann ein bedeutender Journalist, wenn all die anderen Journalisten über diesen Journalisten schreiben.

Bei Meyer ist dieses Prinzip schon fast zu einer Obsession der Kollegenschaft geworden. Tausen-

de von Artikeln sind zu Meyer, gekürzt FAM, erschienen. Nahezu alle bekannten Journalisten haben sich mit ihm auseinandergesetzt. Margrit Sprecher etwa schrieb über ihn («Rasputin»), Felix E. Müller schrieb über ihn («graue Emi-

Politiker kommen und gehen, Chefredaktoren kommen und gehen. Etwas aber blieb immer.

nenz»), Michèle Binswanger schrieb über ihn («Schlossgespenst»), Peter Rothenbühler schrieb über ihn («Einflüsterer»), Markus Somm schrieb über ihn («Machtfaktor»).

Die Spanne vom Machtfaktor zum Schlossgespenst trifft es gar nicht so schlecht. Denn Meyer hat etwas geschafft, was zuvor nie einem Publizisten gelang. Er kombinierte eine hohe Aussenwirkung in der Politik mit einer hohen Innenwirkung im Unternehmen.

Gegen aussen war er weit mehr als ein Journalist. Ein normaler Journalist macht Pause nach dem Schreiben. Bei Meyer begann nun die Arbeit. Er war Berater und politischer Sparringpartner von unzähligen Bundesräten. Mit Männern wie Kaspar Villiger, Otto Stich, Flavio Cotti, René Felber, Dölf Ogi, Jean-Pascal Delamuraz, Moritz Leuenberger und Hans Hürlimann war er per du.

Ich zweifle sehr, dass all diese abgebrühten Politprofis auf einen hereinfliegen, der sich «einschmeichelte». Nein, die schätzten einen, der glänzend debattieren konnte und der ein ausserordentliches Gespür für politische Strömungen hatte, auch wenn sein Wunschscenario, der EU-Beitritt, nur ein Scenario blieb.

Gegen innen war er der publizistische Hohepriester des Hauses, dem Verleger Michael Ringier stets vertraute. Ihr Stammbblatt *Blick*, zu den besten Zeiten mit einer Auflage von bis zu 380 000 Stück, positionierte das Duo links der Mitte und versuchte zugleich den schwierigen Spagat zwischen Boulevard und Ernsthaftigkeit. Es gelang mitunter und misslang ebenso oft, und dann wurde wieder einmal der Chefredaktor ausgewechselt.

Wenn ich richtig gezählt habe, kommt der *Blick* während Frank A. Meyers Präsenz im Medienhaus Ringier auf siebzehn Chefredaktoren. Am längsten, mit einer Amtszeit von sechs Jahren, stand Peter Uebersax an der Spitze des Blatts.

Politiker kommen und gehen, Chefredaktoren kommen und gehen. Etwas aber blieb immer. Seit 1982 publiziert Meyer seine Kolumne im *Sonntagsblick*.

Die Meyer-Kolumnen aus 42 Jahren sind ein einzigartiges Kompendium der jüngeren Schweizer Geschichte und ihrer Fussabdrücke wie Kopp, Gösgen, Swissair, EWR, GSoA, Neat, Bilaterale, Corona, UBS und Credit Suisse. Zu den farbigsten Passagen gehören Meyers stete Begleitungen der SVP, die er jahrelang als «Führerpartei» niedermachte und die er zuletzt unter dem Titel «Lob der SVP» für ihre Migrationspolitik rühmte.

In Buchform ergäben Meyers Kolumnen zehn Bände mit je 400 Seiten. Das ist in der Publizistik ein Weltrekord an Wertarbeit. Ich habe ihn einmal gefragt, wie lange er noch weiterschreibe. «So lange ich kann», sagte er. Ich bin sicher, der kann noch länger als lange.

Europas verdeckte Schuldenkrise

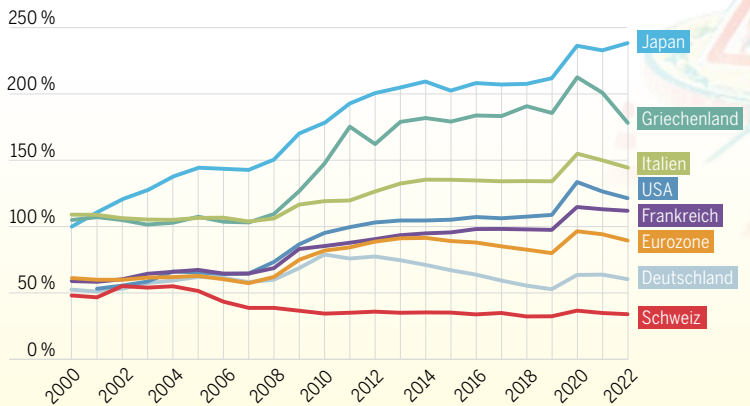
Zinserhöhungen bringen hochverschuldete Staaten in Finanznot.

In der Euro-Zone versuchen Frankreich und Italien ihre Risiken auf Deutschland abzuwälzen. Und auf die Sparer.

Beat Gygi

Zwei Jahrzehnte Schuldenmacherei

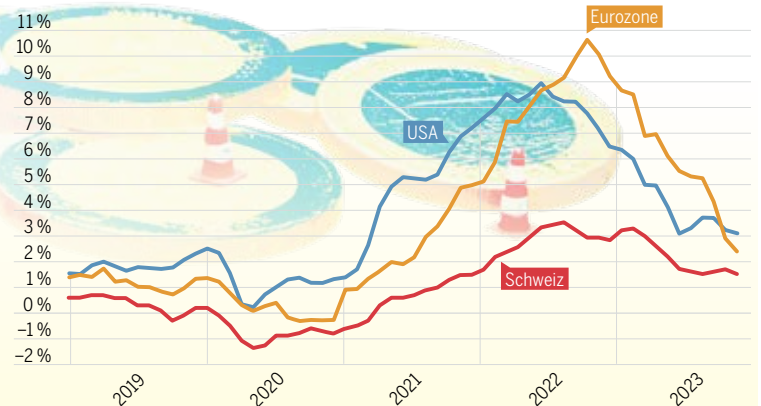
Staatsschulden in Prozent des Bruttoinlandprodukts (BIP) ausgewählter Länder, 2000–2022



QUELLEN: BFS, STATISTA, EZB

Beschädigung der Kaufkraft

Inflationsraten nach Währungsräumen, Jahresraten in Prozent



QUELLEN: TRADINGECONOMICS, SWISS LIFE

Investoren werden nervös.

Unerbittlich rattert es. Der Schuldenzähler des US-Zentralstaats zeigt über 34 Billionen Dollar an, Berechnungen deuten für 2028 auf 45 Billionen hin. Das ist der Mount Everest der Schuldenberge dieser Welt, höher als die Gebirge von Japan und China mit heute je gut 13 Billionen Dollar. Daneben wirken die 3-Billionen-Berge von Indien, Deutschland, Grossbritannien, Frankreich und Italien auf den ersten Blick weniger spektakulär, aber vielleicht ist der Begriff Berg wenig treffend.

Was tun in der Finanzklemme?

«Die Schuldenwirtschaft der USA gleicht einem Kartenhaus – das Ende ist vorgezeichnet.» Mit diesem Titel legte Adriel Jost, Wirtschaftswissenschaftler vorher bei der Nationalbank und nun am Institut für Schweizer Wirtschaftspolitik an der Universität Luzern, kürzlich in der *Bilanz* dar, wie brüchig Amerikas Lage sei. Diese Schuldenwirtschaft beruhe auf einem weltweiten Vertrauen in den Dollar, das angesichts der konkreten Zahlen nicht gerechtfertigt sei.

An den Märkten sind Investoren nervös, das Institute of International Finance meldet einen weltweiten Verschuldungsrekord von gut 68 Prozent des Bruttoinlandprodukts (BIP). In den USA ist diese Schuldenquote – vor dreissig Jahren noch bei 60 Prozent – auf 129 Prozent geklettert und stellt damit den Peak von Anfang der 1950er, der

vom Zweiten Weltkrieg herrührte, in den Schatten. Wie weiter? Sich via Steuererhöhungen oder Produktivitätsgewinne aus dem Sumpf herauszuarbeiten, wird durch die Zinserhöhungen der Notenbanken jetzt erst recht erschwert, da explodierende Zinszahlungen einen wachsenden Teil des Budgets wegfressen.

Was können Staaten in der Finanzklemme sonst tun? Zahlungen an Gläubiger auszusetzen, würde Bankrotte, Krisen provozieren. Geordneter wären radikale Ausgabenkontrollen, aber in westlichen Gefälligkeitsdemokratien, in denen die Interessengruppen die Umverteilung zum Hauptsport machen, ist dies schwierig.

Bleibt als Ausweg die Inflation, welche die Gläubiger enteignet: Diese erhalten am Schluss nominal den investierten Betrag zurück, der

Die Euro-Zone hat genetisch eine Schuldenkrankheit, die in diesem Konstrukt unheilbar ist.

dann aber weniger wert ist. Die Inflation der jüngsten drei Jahre hat bereits viel Kaufkraft vernichtet und BIP-Zahlen aufgebläht. Deshalb sehen viele Staatsschuldenquoten der jüngeren Zeit plötzlich niedriger aus als noch 2020.

Jetzt denkt man: Zum Glück sieht es in der Euro-Zone nicht so bedrohlich aus. Wie die Grafik oben links zeigt, machen die Staatsschulden

im Euro-Gebiet zurzeit etwa 90 Prozent des BIP aus – weniger als in den USA oder im krasen Fall Japans. Aber der Eindruck täuscht, in zweierlei Hinsicht: Erstens drohen Euro-Länder wie Italien (142 Prozent des BIP) oder Frankreich (112 Prozent) in Europa zu Sprengsätzen zu werden wie 2010 Griechenland. Hans Kaufmann hat soeben auf www.weltwoche.ch dargelegt, wie bedrohlich die Schuldenlast in der Euro-Zone infolge von Zinserhöhungen wird und welche Risiken Frankreich und Italien darstellen.

Zweitens hat die Euro-Zone genetisch eine Schuldenkrankheit, die in diesem Konstrukt unheilbar ist. Zum Verständnis ein Blick zurück: In den 1980ern ärgerten sich Frankreichs Politiker immer wieder über die Stabilitätspolitik der Deutschen Bundesbank, weil diese im europäischen Währungssystem wiederholt Abwertungen des französischen Francs bewirkte. Frankreich forderte die Beseitigung des unangenehmen Währungswettbewerbs: Schaffung einer gemeinsamen europäischen Währung und damit die Abschaffung der D-Mark. Die deutsche Regierung gab 1988 nach, mit dem Maastricht-Vertrag wurde dann die Währungsunion aufgegleist, die Vergemeinschaftung begann.

Um die Deutschen zu ködern, wurde versprochen, man erstelle die Europäische Zentralbank (EZB) nach dem Bauplan der stabilen Deutschen Bundesbank. Heute wird die EZB von den lockeren Südländern beherrscht. 1992 kam der

sogenannte Stabilitätspakt mit den berühmten Maastricht-Schuldenregeln, wonach die Staatsschulden im Grunde nicht über 60 Prozent und das jährliche Defizit nicht über 3 Prozent des BIP liegen sollten. Die Regeln blieben leere Worte. Im Moment gibt Brüssel vor, man wolle die Schuldenregeln nun wirklich stärken. Es ist nur Schein, denn letztlich zielen die Modifikationen darauf ab, den Schuldenmacher-Ländern mehr Spielraum zu geben und Verantwortung abzunehmen.

Scheinriese Deutschland

Die Genetik der Euro-Krankheit besteht darin, dass die Währung auf betrügerischen Versprechen aufbaut und 1998/1999 mit einem fatalen Mitgliederkreis an den Start ging: Italien und Griechenland traten mit horrenden Verschuldungen und teilweise gefälschten Zahlen in den Klub ein, der bald in einen heissen Investitions- und Kreditboom geriet, weil Deutschlands Präsenz sofort allen deutsche Bonität verlieh. Jeder konnte Schulden machen, ohne Rückwirkungen via Wechselkurse zu gewärtigen. Das war Stufe eins der organisierten Verantwortungslosigkeit.

Bis zum Knall mit Griechenlands Schuldenkrise 2010 Stufe zwei eintrat: Knacken des deutschen Geldtresors zur vertragswidrigen Ret-

tung samt Rettungsschirm. Die Botschaft: Verantwortungslosigkeit lohnt sich. 2012 kam Stufe drei: Eroberung der Notenpresse. Zum Bekämpfen von Schuldenproblemen wurde zusätzlich die Zentralbank eingespannt. EZB-Präsident Mario Draghi versprach damals, es werde alles unternommen, um den Euro zu retten («whatever it takes»).

Das Zusammenhalten der Euro-Zone war wichtiger als Geldwertstabilität, Geldverschmutzung war die Folge. Mit Staatsschuldenaufkauf finanzierte die EZB fast direkt die unsoliden Regierungen – auf Kosten der Bürger, Konsumenten und Sparer, die von der daraus entstandenen Inflation (siehe Grafik oben rechts) getroffen wurden und in den vergangenen drei Jahren vielleicht einen Fünftel an Kaufkraft verloren.

Jetzt läuft Stufe vier: gemeinsam Schulden machen. Zur Finanzierung der Corona-Hilfen und nun des 800-Milliarden-Programms Next Generation EU, das mit gewaltigen Subventionen die EU grüner und digitaler machen soll, sollen die Staaten gemeinsam Geld aufnehmen (das auch nicht mehr national anzurechnen ist) – letztlich deutsche Haftung für alle. Fast alles hängt nun an Deutschland.

Aber Deutschland ist nur ein Scheinriese, wie es Ökonomen etwa ausdrücken. Die ver-

steckte Verschuldung durch sozialpolitische Zusagen und anderes übertrifft 400 Prozent des BIP. Die EU hat mit ihrer CO₂-Regulierung die deutsche Autoindustrie sabotiert, die Politik der Dekarbonisierung und Energiewende

Das Zusammenhalten der Euro-Zone war wichtiger als Geldwertstabilität, Geldverschmutzung war die Folge.

kostet gewaltig und bringt wirtschaftlich kaum etwas, die wuchernde Bürokratisierung frisst die Produktivität auf. Deutschlands Potenzialwachstum hat sich von 1,3 auf 0,5 Prozent pro Jahr verringert, Lahmheit als Zukunft.

Und explosiv: Der Exportweltmeister hat seine Produkte lange ins Ausland verschleudert und das Geld dafür noch nicht einmal erhalten: Etwa 1000 Milliarden Euro liegen im EZB-System im Ausland (Target-Salden), die Deutschland zugute hätte. Italien dagegen hat 500 Milliarden zu viel bei sich. Aus dieser Sicht muss man sagen: Die Finanzkrise ist da, die Wahrscheinlichkeit ist jedoch sehr hoch, dass die Geldpolitik weiterhin eingesetzt wird, um durch tiefe Zinsen und Geldschwemme Bankrotte zu verhindern – dies mit Inflationsfolgen auf Kosten der Bürger und Sparer.

«Die grösste Challenge bei Investments: einfach die **Finger still halten.**»

UBS Wealth Management.
Für eine neue Generation.

Exklusiv unter:
ubs.com/new-gen oder **058 240 00 20**



Amerikas Aussenposten in Europas Norden

Finnland tut exakt das, was die USA verlangen.
Ob das gut kommt mit 1340 Kilometern Grenze zu Russland?

Jürg Streuli

Als ein finnischer Abgeordneter den seit 1956 über zwanzig Jahre amtierenden Staatspräsidenten Urho Kekkonen zu einem härteren Kurs gegenüber der Sowjetunion aufforderte, erhielt dieser von Kekkonen den Ratschlag, sich doch zu Hause die Karte von Finnland anzuschauen. Dabei würde er die 1340 Kilometer lange Grenze zur Sowjetunion bemerken. Kekkonen wollte darauf hinweisen, dass gewisse Rücksichten gegenüber der benachbarten Grossmacht genommen werden müssen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit Finnlands Kapitulation gegenüber der UdSSR und grossen Gebietsverlusten in Karelien und Nordfinnland haben sich zwischen den beiden Ländern über Jahrzehnte friedliche und enge Wirtschaftsbeziehungen entwickelt, was der Westen zuweilen gern als «Finnlandisierung» verspottete. Dies geschah etwa nach der Beschaffung von 110 Elektrolokomotiven aus dem russischen Nowotscherkassk. Auch flogen bis 1986 sowjetische Kampfflugzeuge des Typs MiG-21 für die finnische Luftwaffe. Die Finnair erhielt 1990 als erste westliche Fluggesellschaft die Erlaubnis, von Helsinki auf der direktesten Route über Russland nach Tokio zu fliegen. Diese Vereinbarung ist derzeit als Folge der westlichen Sanktionen sistiert.

Martialischer Grenzzaun

Von der früheren staatsmännischen Weisheit ist seit der Machtübernahme durch geschichtsvergessene Politiker wie die medial international bejubelte, im Juni 2023 abgewählte Sanna Marin nichts mehr übriggeblieben. Seit dem Beitritt zur Nato im April 2023 fährt Finnland politisch und medial eine aggressive Politik gegen Russland und lässt sich gleichzeitig von den USA militärisch instrumentalisieren. Als Aufhänger dient dabei der Krieg in der Ukraine. Wirtschaftlich leidet Finnland massiv unter seinen rigorosen Boykottmassnahmen gegen Russland, die hauptsächlich der eigenen Industrie schaden. Diese hat nämlich umfangreiche Importe wie Chemikalien für die Papierindustrie aus dem öst-

lichen Nachbarland bezogen. Der staatlichen finnischen Bahngesellschaft VR Group wurden Reisezüge und Güterzüge im Verkehr mit Russland untersagt. Die modernen, im Joint Venture Karelian Trains mit Russland gemeinsam beschafften Neigezüge für die Strecke von Helsinki bis St. Petersburg rosten in Finnland bisher vor sich hin.

Dem Westen bleibt es weitgehend verborgen, dass die Finnen begonnen haben, einen martialischen Grenzzaun zu Russland

Finnland leidet massiv unter den rigorosen Boykottmassnahmen gegen Russland.

hochzuziehen. Die Höhe beträgt vier Meter, und obendrauf kommen erst noch zwei Stacheldrahtrollen. Im September wurde bei Imatra ein drei Kilometer langer «Testzaun» für sechs Millionen Euro fertiggestellt. Neben dem eigentlichen Zaun umfasst das Bauwerk auch elektronische Überwachungen und eine dem Zaun entlangführende Strasse für Zoll und Militär. Die Finnen haben beschlossen, dieses Monstrum entlang der russischen Grenze auf einer Länge von zunächst zweihundert Kilometern aufzustellen.

Weit mehr ins Gewicht fällt das zwischen Finnland und den USA ausgehandelte bilaterale Abkommen «Defence Cooperation Agreement» (DCA), das am 18. Dezember in Washington unterzeichnet wurde. Damit ist die ständige Präsenz von US-Militär in Finnland direkt an der russischen Grenze beschlossen, ebenso die Stationierung US-militärischer Ausrüstung. Die Stationierung von Atomwaffen wird im DCA-Vertrag nicht verboten. Dem steht einzig noch eine bisherige finnische Bestimmung gegen die Lagerung von Atomwaffen entgegen.

Im Rahmen der Vereinbarung gewährt Finnland den US-Soldaten den uneingeschränkten Zugang zu fünfzehn Armeestandorten und deren Einrichtungen im gesamten nordischen Land – von einem bedeutenden Marine-

stützpunkt im Süden und Luftwaffenstützpunkten im Landesinneren bis hin zu einem weitläufigen Truppenübungsplatz in Lappland im hohen Norden. Den US-Truppen wird die ständige Präsenz inklusive regelmässiger Übungen in Finnland gestattet. Dabei können die USA ihre Entscheidungen autonom ohne Rücksprache mit den finnischen Behörden treffen. Bis zu den noch nicht genehmigten ausschliesslichen US-Stützpunkten ist es dann nicht mehr weit. Zum Vergleich: Das im Norden ebenfalls an Russland grenzende Norwegen, ebenfalls ein Nato-Mitglied, lässt die Präsenz ausländischer Truppen einzig während Manövern zu.

Lernen aus der Vergangenheit?

Es stellt sich die Frage, was sich Finnland nach Jahrzehnten der guten nachbarschaftlichen Beziehungen mit Russland vom jetzigen Konfrontationskurs verspricht. In Finnland wird heute Russland weit über die Kritik am Ukraine-Krieg hinaus zum absoluten Feindbild stilisiert, was das Terrain für die künftige ständige Präsenz amerikanischer Streitkräfte vorbereitet. Mit der Einladung fremder Truppen haben die Finnen allerdings schlechte Erfahrungen gemacht.

Im Zweiten Weltkrieg hatte Finnland für den Krieg gegen die Sowjetunion deutsche Wehrmachtsteile ins Land geholt. Nicht weniger als 1400 Finnen kämpften zudem in der deutschen Waffen-SS. Adolf Hitler reiste für einen Freundschaftsbesuch und zum Treffen mit Carl Gustaf Mannerheim, dem früheren Leibwächter des Zaren Nikolaus II., nach Finnland. Nach der Niederlage im Fortsetzungskrieg wurde Finnland verpflichtet, die deutschen Soldaten aus dem Land hinauszuerwerfen, wobei es auch zu kriegerischen Auseinandersetzungen mit dem faschistischen Verbündeten kam. Wie es scheint, hat das heutige Finnland aus der Vergangenheit nichts gelernt.

Jürg Streuli ist Journalist für die Schweizer Eisenbahn-Revue und das Business-Portal Norwegen.

Skandalurteil aus St. Gallen

Das Bundesverwaltungsgericht öffnet Tür und Tor für muslimische Frauen. Dabei missachtet es die gesetzlichen Verfahrensregeln.

Fulvio Haefeli

Mit einem Urteil des Bundesverwaltungsgerichts vom 22. November 2023, abrufbar unter D-4386/2022 (Weblaw.ch), erhalten afghanische Frauen in der Schweiz Asyl selbst dann, wenn sie nicht individuell verfolgt wurden. Bisher wurde in solchen Fällen lediglich eine vorläufige Aufnahme angeordnet. Da staunt der Laie und wundert sich der Fachmann, dass an diesem Urteil nur drei Richter beteiligt waren. Dieses Urteil stellt nämlich bei der Beurteilung der Rechtsfrage (Auslegung des Flüchtlingsbegriffs) eine klare Praxisänderung dar.

Bei einer Praxisänderung müssen aber in Anwendung von Artikel 25, Absatz 1 des Verwaltungsgerichtsgesetzes (VGG) beide Asylabteilungen involviert werden. Und die Mehrheit der Richterinnen und Richter der Asylabteilungen müssen der Praxisänderung zustimmen.

Koordination missachtet

Dies wurde im besagten Urteil offensichtlich nicht gemacht. Das wirft Fragen nach den Motiven eines solchen Vorgehens im fraglichen Verfahren auf. Die verfahrensleitende Richterin ist amtierende Abteilungspräsidentin, der zweite mitwirkende Richter war Abteilungspräsident, und auch der «Neuling» im Spruchkörper ist ein erfahrener Asyljurist. Diesen drei kann die

Es ist mit einer ständig grösser werden Einwanderungswelle aus Afghanistan zu rechnen.

Brisanz ihres Urteils nicht entgangen sein, und vor allem kennen sie die Verfahrensordnung in- und auswendig. Es müsste diesen Amtsträgern auch bekannt sein, dass nach Artikel 21 Absatz 2 VGG der Präsident beziehungsweise die Präsidentin einer Asylabteilung die Besetzung des Spruchkörpers mit fünf Richtern anordnet, wenn dies im Interesse der Rechts-



fortbildung oder der Einheit der Rechtsprechung ist, was hier angesichts der Auswirkungen des Urteils klar sein dürfte. Auch dies wurde

unterlassen.

Und schliesslich gebietet das nicht öffentliche Reglement für die Koordination der Rechtsprechung der beiden Asylabteilungen bei Praxisänderungen die Durchführung eines aufwendigen Abstimmungsverfahrens. Diese Verfahrensvorschriften wurden ebenfalls nicht eingehalten. Wir haben es hier deshalb nicht mit einem bindenden Präjudiz zu tun. Dennoch hat sich der Nationalrat unter dem Eindruck dieses Einzelfallentscheidendes unter gütiger Mithilfe von Mitte, Linken und Grünen in der Winter-



session ins Bockshorn jagen lassen und Vorstösse der SVP und FDP abgewürgt, welche sich gegen die voraussetzungslose Asylgewährung an Frauen aus Afghanistan wandten.

Der geeignete Leser gewinnt den Eindruck, dass die drei Richter mit ihrem

Vorgehen im Ergebnis die parlamentarische Debatte beeinflusst haben. Ein merkwürdiges Verständnis der richterlichen Unabhängigkeit. Eine Rechtfertigung des Bundesverwaltungsgerichts ist schon jetzt zu hören: Es handle sich beim fraglichen Urteil bloss um ein

«Referenzurteil», das die allgemeine Lage in Afghanistan beschreibe, und nicht um eine Praxisänderung; Papier ist bekanntlich geduldig. Jedoch sind weder das Parlament noch die übrigen Asylrichterinnen und Asylrichter, welche das Vorgehen der drei Richter nicht goutieren –

und solche gibt es –, an diese neue «Praxis» gebunden, zumal das Urteil unter Nichtbeachtung der gesetzlichen Koordinationsregeln zustande gekommen ist.

Urteil mit Folgen

Als anerkannte Flüchtlinge kommen afghanische Frauen in den Genuss des Familiennachzugs. Somit ist mit einer ständig grösser werden Einwanderungswelle aus Afghanistan und bald auch aus anderen muslimischen Ländern zu rechnen. Ein Blick im öffentlich einsehbaren Handbuch «Asyl und Rückkehr» des Staatssekretariats für Migration (SEM) bringt Erstaunliches ans Tageslicht: Das SEM führt darin aus, dass «die generellen Unterdrückungsmassnahmen und die grundsätzlichen Schwierigkeiten, denen Frauen in einer patriarchalischen Gesellschaft ausgesetzt sind, für sich allein keine Verfolgung im Sinne des Asylgesetzes» darstellten. So wollte es einst der Gesetzgeber.

Zwar wird wohl niemand die Diskriminierung der Frauen in Afghanistan bestreiten wollen, doch trifft die geschlechtsspezifische Diskriminierung der Frauen auch auf viele andere muslimisch geprägte Staaten zu. Die neue «Praxis» öffnet das Tor der Einwanderung auf der Asylschiene für Frauen aus vielen muslimischen Ländern, und zwar zahlenmässig unbeschränkt. Findige Asylanwälte und «Flüchtlings»-Hilfswerke werden mit Hilfe des unsäglichen Urteils des Bundesverwaltungsgerichts die neuen Rahmenbedingungen zu nutzen wissen.



Fulvio Haefeli war von 2007 bis 2022 Richter am Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen.

Karl May der Ausserirdischen

Erich von Däniken ist der Weltstar der Prä-Astronautik. Jetzt folgt sein neuester Streich. Das Timing könnte besser nicht sein.

Claude Cueni

Er hat mehr Bücher verkauft als alle lebenden Schweizer Autorinnen und Autoren zusammen. Über 67 Millionen Exemplare in 32 Sprachen. Für die einen ist Erich von Däniken (EvD) der «Prophet der Vergangenheit», für andere der Karl May der Ausserirdischen. Er selbst, der am 14. April seinen 89. Geburtstag feiern wird, bezeichnet sich als «Autor narrativer Sachbücher». Er sieht sich nicht als Wissenschaftler, sondern als Vertreter der Prä-Astronautik, einer Disziplin, die Altertumswissenschaften mit Astronautik verbindet und nach Spuren ausserirdischer Intelligenz sucht (auch Seti genannt).

Was schreibt einer, der bereits 46 Bücher zum Thema publiziert hat? Sein 47. Werk erscheint unter dem Titel «Und sie waren doch da!», ein «Best of Erich von Däniken», eine Zusammenfassung seines Lebenswerkes, das Bücher, Reisen, TV-Dokus und -Serien umfasst. Auf 240 Seiten präsentiert er «die ultimativen Belege für den Besuch von Ausserirdischen», die er seit seinem Erstlingswerk «Erinnerungen an die Zukunft» (1968) zusammengetragen hat.

Bibel wird zu Science-Fiction

Man fragt sich unwillkürlich: Wozu noch weitere Beweise? Hält er seine bisherigen für nicht stichhaltig genug? In der Tat sind in den letzten 56 Jahren viele seiner eigenwilligen Interpretationen von Archäologen, Historikern und Reenact-

Er hat mehr Bücher verkauft als alle lebenden Schweizer Autorinnen und Autoren zusammen.

ment-Gruppen widerlegt worden. Doch nicht alles spricht gegen EvD, denn Wissenschaft bedeutet, dass man vermeintliches Wissen stän-



Heiliger Bimbam, das muss man können: Pionier von Däniken.

dig hinterfragt und neusten Erkenntnissen anpasst. Dank neuen Technologien, die oft Nebenprodukte der Rüstungsindustrie sind, werden beinahe im Wochentakt neue archäologische Fundstätten aufgespürt, datiert und ausgewertet. Sie schreiben die Geschichte teilweise neu. Auch das Schmelzen der Gletscher legt mittlerweile so viele über tausend Jahre alte Fundstücke frei, dass Glazialarchäologen mit dem Einsammeln kaum nachkommen.

Als 1968 von Dänikens erstes Buch erschien, hielten ihn viele für einen lebenswerten Spinner, doch die Art und Weise, wie er historische Fakten deutete, faszinierte viele und machte seine Bücher und Filme zu Bestsellern. Der historische Teil war stets interessant, weil mit Quellen belegt. Die Kernthese blieb über all die Jahre gleich: Ausserirdische haben vor langer Zeit die Erde besucht und werden eines Tages wiederkommen. In zahlreichen Kulturen sind solche Geschichten überliefert, und wenn man «Engel» und «geflügelte Götterboten» durch «ausserirdische Briefträger» ersetzt, liest sich sogar die Bibel wie spannende Science-Fiction.

Von Aliens zurückgelassen

Etliche Autoren haben sich in den letzten 200 Jahren mit dem Thema beschäftigt, aber die meisten dümpelten zwischen Mystik und Esoterik. EvD hätte in den 1970er Jahren locker eine lukrative New-Age-Religion gründen können. Damals erfand der französische Sportjournalist Claude Vorilhon eine Ufo-Religion und reiste als Raël, Sohn der ausserirdischen Zivilisation Elohim, Uriella-mässig durch Europa, um Spenden für den Bau eines Ufo-Flughafens zu sammeln. Später nannte er sich «Bruder von Jesus».

Im Unterschied zu all diesen religiös angereicherten Ufo-Sekten beschränkte sich EvD auf historisches Material, das er im Stil eines Science-Fiction-Autors spannend verpackte. Er gründete die internationale Forschungsgesellschaft für Archäologie, Astronautik und Seti (A. A. S.), tourte als nimmermüder Tausendsassa durch die Welt, besuchte archäologische Fundstellen, hielt zigtausend Vorträge, moderierte zahlreiche TV-Dokus und -Serien, betrieb erfolgreiches Marketing

in eigener Sache und begeisterte mit seiner Leidenschaft Millionen von Lesern, Zuhörern und Zuschauern. Sie nehmen ihm nicht übel, dass er längst widerlegte Thesen weiterverbreitet und sich der Vielinterviewte oft widerspricht. Kürzlich klagte er, er möchte endlich einen Gegenstand finden, den Ausserirdische zurückgelassen haben, gleichzeitig polterte er in einem Vortrag, dass es nur so wimmelt von Dingen, die Aliens zurückgelassen haben, «die Bundeslade!».

Mit bald 89 Jahren ist es Zeit, über einen Nachfolger nachzudenken. In der Person seines langjährigen Sekretärs Ramon Zürcher, 40, hat er ihn gefunden. Dieser betreibt die Plattform

Auch dafür lieben ihn seine Fans: David gegen Goliath, Autodidakt gegen Wissenschaft.

«Sagenhafte Zeiten» und kooperiert mit dem Online-Magazin *Hangar 18b*, das seinen Namen mit der Zeile «Ufos, Mysterien, Paranormales» unterlegt. Ein Fall von Rebranding? Seit einiger Zeit erscheinen von Dänikens Bücher im Kopp-Verlag unter der Rubrik «Verbotene Archäologie» in der Kategorie «Mystery». Das wird ihn kaum kümmern, denn er ist längst zur Marke geworden.

Stephen Hawkings Warnung

Das Timing für von Dänikens 47. Buch könnte besser nicht sein. Letzten Sommer behauptete David Grusch, ein ehemaliger US-Geheimdienstmitarbeiter der Air Force, vor dem Kongress des Repräsentantenhauses: «Es gibt tote Ufo-Piloten.» Zusammen mit David Fravor, einem Ex-Kommandanten der US-Navy, und Ryan Graves, einem ehemaligen Navy-Piloten, beteuerte er unter Eid, dass die US-Regierung und das Pentagon ausserirdische Raumschiffe geborgen hätten und daran forschten. Grusch sagte, er habe diese Informationen von mehr als vierzig Insidern erhalten. Er deutete an, er habe auch Akten gesehen. Kürzlich bestätigte auch Tim Gallaudet, Navy-Konteradmiral a. D. und ehemaliger Direktor der US-Ozean- und Atmosphärenbehörde NOAA, dem TV-Sender News Nation: «Wir werden von nichtmenschlicher Intelligenz besucht, mit Technologien, die wir ebenso wenig verstehen wie deren Absichten.»

Im Gegensatz zu Europa ist das Thema «nichtmenschliche Intelligenz» in den USA omnipräsent. Selbst die *New York Times* interviewte Piloten der Marines, die behaupten, zwischen 2014 und 2015 fast täglich über der Ostküste der USA unbekannte Flugobjekte gesichtet zu haben. Und auch im Repräsentantenhaus wird heftig darüber debattiert, ob die Regierung ihre Ufo-Akten veröffentlichen soll, und wenn ja, in welchem Umfang. Der Wider-

stand lässt darauf schliessen, dass hier die Mutter aller Scoops gehütet wird.

Die einen glauben, dass insbesondere religiöse Menschen beim Lüften der Ufo-Akten in Panik geraten würden, andere glauben, dass der Rüstungskonzern Lockheed Martin sicher gestellte Ufos nachbaut und dies aus nahe liegenden Gründen geheim halten muss. Generell deuten die zunehmenden Meldungen darauf hin, dass man den Menschen schonend beibringen will, dass es da draussen noch etwas anderes gibt und dass diese Weltraumtouristen uns Tausende von Jahren voraus sind. Mittlerweile glauben gemäss einer Online-Umfrage des Magazins *Focus* bereits über 85 Prozent, dass wir von Ausserirdischen besucht werden. Für sie sind von Dänikens Theorien wahrscheinlich nicht mehr so interessant, Hollywoods Blockbuster haben sie längst überzeugt.

Nichtmenschliche Intelligenzen, die bei uns auf Safari sind, wären uns Jahrtausende voraus. Nicht nur Stephen Hawking hatte davor gewarnt, zu früh mit ihnen in Kontakt zu treten. Die einen fürchten, dass sie uns so behandeln werden, wie wir als Konquistadoren technologisch unterlegene Kulturen zerstört haben. Andere glauben an (oder hoffen auf) die in den meisten Kulturen thematisierte Rückkehr der göttlichen Lehrmeister, die uns von allem Übel erlösen.

Ist nun mit dem 47. Buch alles gesagt? Für einen Workaholic gibt es kein «letztes Buch». Wer ein Leben lang geschrieben hat, kann auch im fortgeschrittenen Alter die Tinte nicht halten. Gemäss seinem Sekretär Ramon Zürcher plant Erich von Däniken noch eine Publikation mit dem Arbeitstitel «Notizen», ein autobiografisches Buch über Begegnungen mit Menschen und über das, was ihn das Leben gelehrt hat. Ein weiteres Buch mit «ultimativen Beweisen» macht keinen Sinn mehr, die nächsten Kapitel werden US-Medien schreiben. Hatte EvD trotz aller Irrtümer und Schlaumeiereien mit seiner Kernthese doch recht?

«Akademisches Blabla»

Dass ihn die Wissenschaft belächelt, scheint ihn immer noch zu kränken. Im letzten Kapitel seines neuen Buches zieht er über «die da oben» vom Leder, nennt einige ihrer Gegenargumente «akademisches Blabla», hält sie für «Unsinn», sie «stinken zum Himmel», «heiliger Bimbam!». Er spart nicht mit Ausrufezeichen. Und «basta!».

Auch dafür lieben ihn seine Fans: David gegen Goliath, Autodidakt gegen Wissenschaft. Wer hätte gedacht, dass ein Schweizer Hotelier zum Weltstar der Prä-Astronautik wird?

Heiliger Bimbam, das muss man können.

EvD kann es.

Claude Cueni ist Schriftsteller in Basel. Zuletzt von ihm erschienen: «Dirty Talking» (Edition Königstuhl).

Das kommt teuer: SRF-Paar macht Ferien

Der SRF-Zuschauer wundert sich: Mit einem Mal wird er über den Nahostkonflikt nicht mehr durch einheimisches Personal informiert, sondern durch Korrespondenten von ARD und ZDF. Hat SRF über Nacht ein Sparpotenzial entdeckt?

Die Erklärung ist weit profaner. Für das Thema Nahost wären die Journalisten Jonas Bischoff und Anita Bünter zuständig. Derzeit sind die beiden aber leider unabhkömmlich. Deshalb muss SRF für einiges Geld Fremdleistungen einkaufen.

Wo stecken Bischoff und Bünter? Laut *20 Minuten* in einer «Pause». Dass sie diese gleichzeitig beziehen, dürfte damit zusammenhängen, dass sie nicht nur gemeinsam berichten, sondern auch miteinander verheiratet sind.

Seit 2021 lebt das Ehepaar in Jordanien und berichtet von dort aus über die Lage im Nahen Osten. Neben der Arbeit teilen sie sich offenbar auch aktuelle Ermüdungserscheinungen und klinken sich nun kurzerhand aus dem Tagesgeschäft aus.

Ab nächster Woche, so das Versprechen von SRF, sei das Duo wieder im Einsatz. Bis dann bezieht der Sender die News zur Situation aber kostenpflichtig bei ausländischen Kanälen. Gleich zwei ortskundige Korrespondenten vor Ort zu haben, wäre eigentlich ein Wettbewerbsvorteil. Jedenfalls dann, wenn sich die beiden die Arbeit teilen und damit immer jemand verfügbar ist.

SRF pflegt ein anderes Modell: Es beschäftigt ein Ehepaar, das verständlicherweise auch seine Auszeiten gemeinsam verbringen will. Mit der Schattenseite, dass das auf Kosten der Gebührenzahler geschieht. Dass dem Korrespondentenehepaar die verursachten Mehrkosten vom Gehalt abgezogen werden, ist nicht zu erwarten.

Stefan Millius



Wir machen dann mal Pause: Korrespondenten Bischoff und Bünter.

Kronprinz für die nationale Aufrüstung

Das neue Einwanderungsgesetz brachte Emmanuel Macrons Bewegung zur Implosion. Die Bildung einer neuen Regierung wurde zum Psychodrama. Jetzt übernimmt Gabriel Attal.

Jürg Altwegg

Am Montagabend um 18.02 Uhr französischer Eiszeit war es endlich so weit und der Rücktritt der Premierministerin Tatsache. In seiner Neujahrsansprache hatte Emmanuel Macron Elisabeth Borne so sehr gelobt, dass an ihrer Entlassung keine Zweifel mehr bestehen konnten. Ihr voraus ging zu Weihnachten das Versprechen einer «nationalen Aufrüstung» – an allen Fronten: Schule, Sport, Armee, Industrie, Energie (Ausbau der Atomkraft), Sicherheit.

Die Polizei bestand die Bewährungsprobe für die Olympischen Sommerspiele: An Silvester gingen weniger Autos in Flammen auf. Keine Randalen auf den Champs-Élysées: Eine Million Franzosen und Touristen umarmten sich nicht

Paris

– sie blickten auf ihre Handys und filmten. Der Eiffelturm leuchtete. Vom Triumphbogen über dem Grab des Unbekannten Soldaten erstrahlte die Botschaft «3ouge» – lies: «Bouge». Es ist das Logo der «Grande cause nationale 2024»: dreissig Minuten Bewegung pro Tag, in den Klassenzimmern und den Büros.

2017 hatte Macron die demokratische Linke, 2022 die bürgerliche Rechte zerstört – beide Male gegen Marine Le Pen. Danach verweigerte ihm das Volk die Mehrheit im Parlament. Doch im Chaos ohne Mehrheit setzte seine tapfere Premierministerin zwei Reformen durch, die möglicherweise die wichtigsten seiner beiden Amtszeiten bleiben werden: Renten und Einwanderung.

Drei «Mormonen» als Favoriten

Der Preis war hoch. Die Rentenreform löste Massenproteste aus. Das neue Einwanderungsgesetz wird von mindestens 80 Prozent der Franzosen begrüsst. Doch Macrons Bewegung «Renaissance» stürzte es in die Gesinnungskrise: Mehrere Minister kritisierten es, einer trat zurück. Dutzende von Abgeordneten verweigerten ihm die Zustimmung. Macron selbst setzte auf das Verfassungsgericht, um mehrere Paragraphen zu annullieren. «Renaissance» droht der Zerfall, das Links-rechts-System, das er mit seinem Sowohl-als-auch überwinden wollte, ist zurück.

Zum Debakel wurde auch der Neuanfang. Mit seiner treuen Soldatin Borne war er unvorstellbar. Doch standhaft verweigerte sie dem Monarchen ihren Rücktritt, und als er nicht mehr zu vermeiden war, brach sie ein Tabu: Sie schrieb, dass er nicht freiwillig erfolgte – das hatte nur Michel Rocard nach seiner Entlassung durch François Mitterrand gewagt.

Doch einen Nachfolger konnte Macron nicht präsentieren – was von seinem Umfeld als Pietät gegenüber Borne dargestellt wurde. Die Machtübergabe war für die «Tagesschau» geplant.

Seit Tagen rätselten die Medien über die «langwierige Regierungsbildung». Drei «Mormonen» als Favoriten – Macronisten der ersten

Stunde, Angehörige einer nach seinen Initialen E. M. benannten Sekte, «En Marche».

Keiner wurde es. Auch am Tag danach musste der den Redaktionen angekündigte Zeitpunkt mehrmals verschoben werden. So lange war die Fünfte Republik nie ohne Premierminister. Um 12.15 Uhr kürte ihr jüngster Präsident

Auf Fotos posiert Gabriel Attal, Frankreichs jüngster Premier, wie der Präsident.

ihren jüngsten Premierminister, der bereits ihr jüngster Staatsminister war. Auf Gabriel Attal, 34, hatte sich Macron nach dem Scheitern mit den Mormonen fixiert. Aber auch ihn lehnten die Schwergewichte in der Regierung und die Koalitionspartner im Parlament ab. Die Regierungsbildung wird noch ein paar Tage dauern.

Attal war Macrons Wahlkampfleiter und Regierungssprecher. Auf Fotos posiert er wie der Präsident. Als Unterrichtsminister seit fünf Monaten wurde er zum beliebtesten französischen Politiker. Er redete Klartext. Attal verbot die Abaya. Schülern droht erneut das Sitzenbleiben. Schulleiter dürfen Uniformen einführen – und tun es immer mehr. Als Prioritäten schrieb ihm Macron «Aufrüstung und Regeneration» der Nation ins Pflichtenheft. Wenn das ein Rechtsextremist sagen würde...

Spekulation über neue Duelle

Nicht nur inhaltlich orientiert sich der schwache Präsident immer mehr an Marine Le Pen. Sie hat mit dem noch jüngeren Jordan Bardella, 28, einen erfolgreichen Parteichef eingesetzt und zum Kronprinzen aufgebaut. Ihrem Beispiel folgt Macron mit Attal. Bereits wird über zukünftige Duelle zwischen ihm und Bardella spekuliert, dem Spitzenkandidaten des Rassemblement National in der kommenden Europawahl. Noch wird Gabriel Attal nicht gegen ihn antreten. Ins Rennen schickt «Renaissance» seinen Mann, Parteichef Sébastien Séjourné.



Er redete Klartext: Premier Attal, 34.

Guter Protest, schlechter Protest

Warum die Bauern in den gleichen Topf wie Impf- und Migrationskritiker geworfen werden.



Die Empörung war gross, als eine wütende Gruppe von Landwirten am vergangenen Donnerstag in Schlüttsiel in Nordfriesland Robert Habeck daran hinderte, eine Fähre zu verlassen. Der Wirtschaftsminister hatte zuvor auf der Hallig Hooge Urlaub gemacht und vermutlich nicht mit dieser Konfrontation gerechnet.

Genau genommen war die Empörung aber auch nur in der Politik und bei einigen linken Journalisten auf X (früher Twitter) gross. Über seinen Regierungssprecher teilte Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) auf X mit, dass der Vorfall in Schlüttsiel «beschämend» sei. Eine solche «Verhöhnung der politischen Sitten» solle keinem egal sein.

Auch FDP-Chef Christian Lindner reagierte beim Dreikönigstreffen seiner Partei in Stuttgart am vergangenen Wochenende ungewohnt angefasst. In Richtung der Landwirte rief er: «Kehren Sie um, Sie haben sich verrannt!» Die Bedrohung Habecks sei «völlig inakzeptabel» und die für den 8. Januar angekündigten Blockaden «unverhältnismässig».

Nun könnte man sowohl die Frage in den Raum werfen, ob Habeck tatsächlich bedroht worden ist, als auch, was denn nach Vorstellung des Bundesfinanzministers ein verhältnismässiger Protest sei, wenn man seit Jahren das Gefühl hat, als normaler Bürger nicht mehr von der Politik gehört zu werden. In Deutschland, so scheint es jedenfalls, gibt es für weite Teile der Politik und Medien seit längerem eine Unterscheidung zwischen gutem beziehungsweise legitimem und schlechtem oder eben illegitimem Protest. Zumindest kann ich mich nicht daran

erinnern, dass jemals solch deutliche Worte der Empörung aus der Ampelkoalition für den Protest der «Letzten Generation» zu hören waren.

Das liegt zum einen daran, wofür demonstriert wird. Wer die «richtige» Gesinnung hat, also im Namen der linken Ideologie protestiert, hat die Moral auf seiner Seite und damit per se den legitimen Protest. Der Rest ist Nazi, rechts, AfD. Was bei der Migration gut funktioniert hat, wurde der Einfachheit halber auf jedes andere politische Thema ausgedehnt.

Und so finden sich auch die Bauern, genau wie schon die Migrationskritiker, die Impfskeptiker und Menschen, die sich der Biologie

*Die FDP hat sich verloren.
Ihr Suizid ist unaufhaltsam
und überfällig.*

in Sachen Geschlechter verbundener fühlen als der Fantasie, letztlich in Gesellschaft zu jenen wieder, die einen industriellen Massenmord an sechs Millionen Juden begangen haben. So schnell geht das in einem Land, in dem die vermeintliche intellektuelle Elite die argumentative Tiefe einer Pfütze besitzt.

Vordergründig mag die Diffamierung eines Grossteils der Bevölkerung als Rechte und Nazis auch immer noch funktionieren. Praktisch sind die Menschen längst dazu übergegangen, öffentlich zu schweigen und dann entsprechend zu wählen.

Und so kommt es, dass uns grosse Teile der deutschen Medien und Politik zwar immer noch weismachen wollen, dass Gender-Gedöns,

offene Grenzen und Klimasozialismus State of the Art und allgemeiner gesellschaftlicher Konsens sind, die Realität in der Bevölkerung aber eine völlig andere ist. Im Osten ist die AfD längst stärkste Partei. Auf Bundesebene kommt sie auf mehr Prozentpunkte als jede einzelne Partei der Ampel.

Es stellt sich also die Frage, wer sich eigentlich verrannt hat: die Bauern, die Menschen, die diese Migration so nicht mehr wollen, die Leute, die das üppige Bürgergeld kritisieren und Frauen ohne Penis präferieren? Oder doch eher eine Regierung, die in manchen Bundesländern mittlerweile zusammengerechnet nicht einmal halb so viele Prozentpunkte erhält wie die AfD als einzelne Partei? Wenn einem alle entgegenkommen, sollte man vielleicht zumindest einmal prüfen, ob man nicht selbst der Geisterfahrer ist.

Dass Grüne und SPD die Einschläge nicht bemerken, ist wenig verwunderlich. Dass die Führung der FDP sie nicht mehr spürt, ist tragisch. Bis heute verteidigt man sein Zutun in der Ampel damit, dass ohne die FDP alles noch viel schlimmer wäre, ohne dabei zu realisieren, dass es ohne die «Liberalen» gar keine Ampel mehr gäbe.

Ich habe lange an die FDP appelliert, weil ich glaube, dass es eine liberale Kraft in Deutschland dringend braucht. Nur: Was ist daran noch liberal? Wo ist die FDP mehr als ein Büttel für eine Politik, die von der Mehrheit in diesem Land abgelehnt wird? Die FDP hat sich verloren. Ihr Suizid ist unaufhaltsam und mittlerweile überfällig.

Motz und Trotz

Jenna Ortega spielt die düstere, unangepasste Titelfigur der Kult-Serie «Wednesday». Die junge Kalifornierin wird zum Vorbild einer Generation.

Sarah Pines

Frankenstein, Dracula oder Gothic-Romane wie «The Castle of Otranto» von Horace Walpole und Emily Brontës «Wuthering Heights» sind seit je so etwas wie die dunkle, heimsuchende Seite der hellen, sämtliche Gefühlszustände in überbordende Natur projizierenden Romantik. Zu den Kulthorrorfiguren des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts kommt später die Addams Family hinzu. Von 1938 bis zu seinem Tod im Jahr 1988 entwarf der Cartoonist Charles Addams für die Zeitschrift *The New Yorker* kleinformatige Comics einer makabren, reichen Familie, ab den 1960er Jahren offiziell «Addams Family» genannt, die bis heute die berühmteste *creep*-Familie der Welt ist und immer wieder neu auf Bühne und Leinwand gebracht wurde, als Serie, Musical oder Film. Der bekannteste Film ist Barry Sonnenfelds «The Addams Family» (1991) mit Anjelica Houston als Mutter Morticia und Christina Ricci als Tochter Wednesday.

Piranhas im Swimmingpool

«The Addams Family» sowie die gleichnamige TV-Serie aus den Jahren 1964 bis 1966 wurden zur ästhetischen Vorlage der zeitweise von Tim Burton Regie-geführten Serie «Wednesday» (2022), bis heute neben «Stranger Things» und «The Jeffrey Dahmer Story» die meistgestreamte Netflix-Sendung weltweit. Im Zentrum steht Wednesday Addams, in Charles Addams' Comics und «The Addams Family» noch ein düsteres, emotionsloses, ungesprächiges Mädchen mit straffen Zöpfen, das Puppen guillotiniert und eine Rieseneidechse zum Haustier hat.

In «Wednesday» ist Wednesday ist kein Kind mehr, sondern sechzehn Jahre alt. Sie wurde von ihrer Schule suspendiert, weil sie den Mobbern ihres jüngeren Bruders Pugsley Piranhas in den Schul-Swimmingpool geworfen hat. Fortan besucht sie die Nevermore Academy, ein Internat für schwererziehbare Aussen-

seiter-Teenager mit übernatürlichen Kräften: Werwölfe, Nixen, Vampire, Sirenen, Gorgonen.

Wednesday selbst kann hellsehen. Ansonsten ist sie motzig und hat einen Schmolmund. Sie ist hochintelligent, asozial und labert und redet immer klüger und schlagfertiger als alle anderen («Ich sehe die Welt als einen Ort, der ertragen werden muss, und meine persönliche Philosophie lautet: töten oder getötet werden»). Sie kann fechten, rudern und perfekt Cello spielen, am liebsten «Paint It Black» von den Rolling Stones. Sie spricht viele Fremdsprachen, ist mutig und

Wednesday kann hellsehen, ist hochintelligent, schlagfertiger als alle anderen und asozial.

hart, schreibt nebenbei einen Roman, geniert sich für ihre nach Jahrzehnten immer noch ineinander verliebten Eltern, und was Erwachsene denken, juckt sie nicht. Wednesday ist düster, *a goth* eben, nie schrill, nie kichernd, nie *flirty*, nie rosa («Ich weiss, dass ich stur, zielstrebig und besessen bin. Aber das sind alles Charakterzüge grosser Schriftsteller ... und Serienmörder»). Verliebte Jungen interessieren sie nicht («Bricht er dir das Herz, wird seins durchlöchert»), Social Media auch nicht. «Soziale Medien sind für mich ein seelensaugender Hohlraum der bedeutungslosen Bestätigung», sagt Wednesday.

Seit anderthalb Jahren ist Wednesday, gespielt von der in Südkalifornien aufgewachsenen ehemaligen Disney-Kinderserien-Darstellerin Jenna Ortega, in den USA Kult. Junge und nicht mehr ganz junge Mädchen wollen sein wie Wednesday, so aussehen, so reden, dieselben Klamotten tragen. Videos und Memes zeigen ihre seltsame Art, zu Lady Gagas Song «Bloody Mary» zu tanzen; Buchläden verkaufen Wednesday-Schals und schwarze Notizbücher; Halloween-Shops vertreiben ihre Kleider.

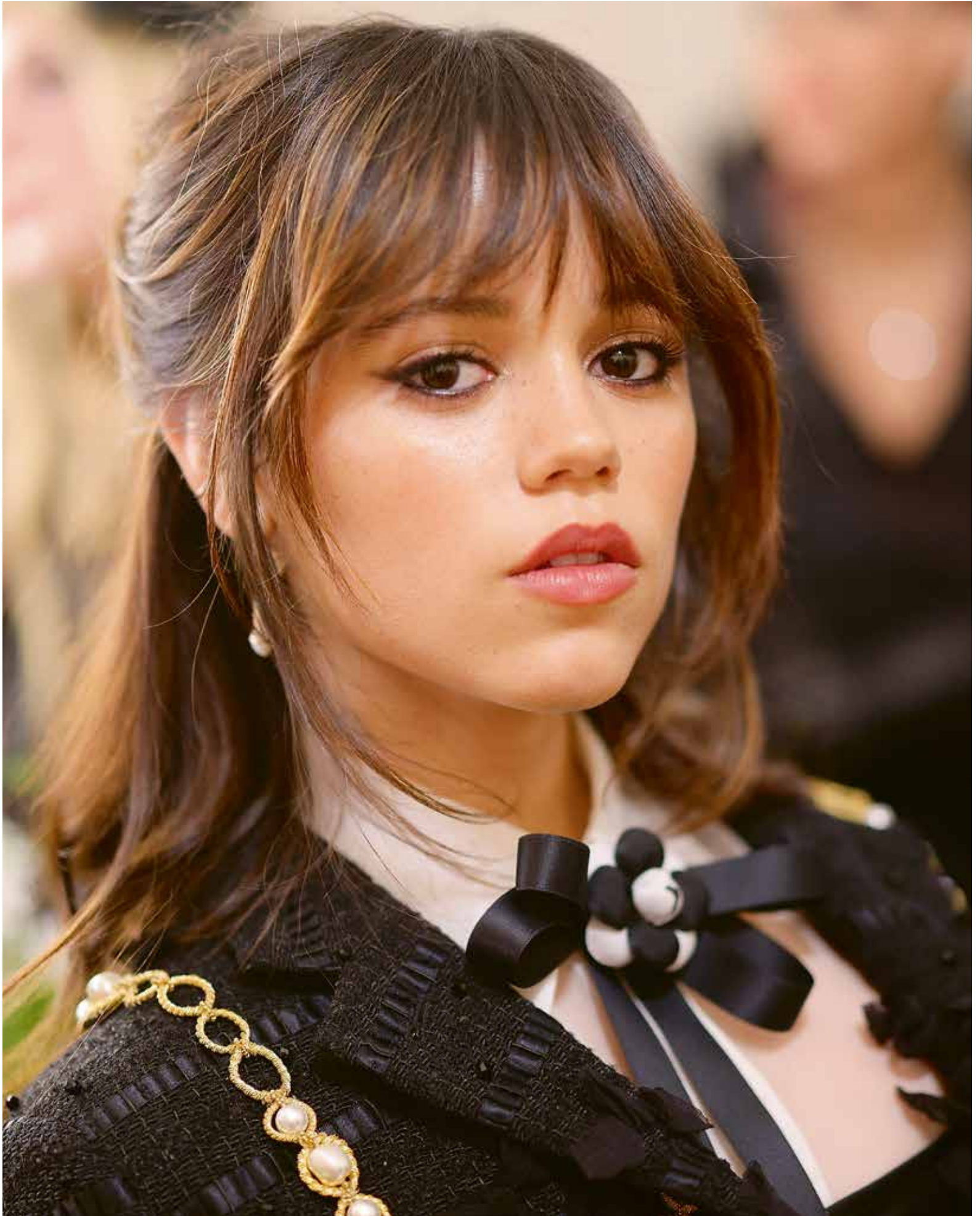
Plötzlich lesen alle wieder oder eher zum ersten Mal Edgar Allan Poe, auf dessen Gedicht «The Raven» Nevermore Academy anspielt. Mit der Tochter durch Barnes & Noble zu stolchen, bedeutet, sie von den Wednesday-Addams-Wühlischen wegzubugsieren, nein, diese Tasche gibt es jetzt *nicht!* «Warum denn überhaupt Wednesday», frage ich sie, warum so sein wollen wie jemand, der Sachen sagt wie «Ich glaube weder an den Himmel noch an die Hölle, aber ich glaube an Rache. Normalerweise serviere ich sie warm mit einer Portion Schmerz?»

Jeder kann Taylor Swift sein

Die Antwort, ein kleiner bissiger Monolog, kommt wie aus der Pistole geschossen: «Weil Wednesday eben so gar nicht ist wie Taylor Swift. Jeder kann Taylor Swift nachmachen, den roten Lippenstift und die Glitzerhosen. Jeder kann Taylor Swift *sein*, aber niemand kann so unerschrocken schauen, so geradeaus schauen wie Wednesday Addams. Weil sie kaum Gefühle hat. Sie blinzelt nicht, sie blinzelt nie! Taylor Swift ist wiederholbar, Wednesday kann niemand wiederholen.» Zack, bumm.

Und nun? Was bedeutet es, wenn Motz und Trotz lebenswerter sind als Glitzern, Grinsen und «I love you»? Jenna Ortega erzählte der *New York Times* einfältig, sie sei mit strikt idiosynkratischer Vision an die Rolle herangegangen, habe die semiautistische Seite des alten Wednesday-Charakters aus Film und Serie mit schicker Topmodel-Attitüde ersetzt: immer gerade sitzen, Wangenknochen ins rechte Licht rücken, enthobener Gesichtsausdruck. Doch Wednesday-Fans sind klüger als das. Seltsame Körper, Geschichten und Freundschaften – Wednesday ist, wie Frankenstein, wie die Werwölfe oder Vampire der Gothic-Tradition, mehr als nur eine soziale Normen hinterfragende Aussen-seiterin. Sie ist eine Aussenseiterin in einer klaustrophobischen Welt aus Cyber-Mobbing und permanent vorgegaukelter Zuneigung, in der niemand je mehr richtig allein ist und deswegen umso einsamer. Nicht andere schliessen Wednesday aus, sie geht von vornherein, ist gar nicht erst dabei, ganz ohne Gruppenzwang.





«Töten oder getötet werden»: Jenna Ortega alias Wednesday Addams.

Vom Rufmord in den Ruin

Die Eidgenössische Kommission für Qualitätssicherung diskreditiert einen kritischen IV-Gutachter. Hinter der Kampagne steckt die grüne Nationalrätin Katharina Prelicz-Huber.

Christoph Mörgeli

Eigentlich will der Bundesrat den Wildwuchs von teuren ausserparlamentarischen Kommissionen seit längerem zurückstutzen. Dennoch gründete er 2022 die Eidgenössische Kommission für Qualitätssicherung in der medizinischen Begutachtung (EKQMB). Anfang Oktober forderte dieses eigentlich nur für Empfehlungen zuständige zwölfköpfige Gremium, man solle per sofort die Auftragsvergabe an die Firma PMEDA von Professor Henning Mast beenden. Begründung: «Die überwiegende Mehrheit der untersuchten Gutachten» würde «gravierende formale und inhaltliche Mängel» aufweisen. Zuvor hatten linke Politiker, IV-Anwälte und Lobbyisten eine rufschädigende Kampagne gegen die Expertisen der PMEDA geführt. Sie behaupteten, diese würden zu oft eine ganze oder teilweise Arbeitsfähigkeit der IV-Gesuchsteller bejahen.

«Valide Aussagen nicht möglich»

Die öffentlich verbreitete Desavouierung durch die eidgenössische Kommission verletzt mutmasslich das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb und dürfte den Tatbestand der üblen Nachrede erfüllen. Jedenfalls haben Anwälte der renommierten Zürcher Kanzlei

Man darf gespannt sein, ob der Nationalrat der IV-Lobbyistin die Immunität entziehen wird.

Walder Wyss AG einen entsprechenden Strafantrag bei der Staatsanwaltschaft Bern-Mittelland eingereicht. Er richtet sich unter anderem gegen Professor Michael Liebrecht als Präsident der Kommission für Qualitätssicherung sowie gegen Dr. Roman Schleifer, Leiter der entsprechenden Fachstelle. Als Dritte beschuldigt ist Nationalrätin Katharina Prelicz-Huber, die ein beispielloses politisches Kesseltreiben gegen die PMEDA und deren Inhaber Henning Mast betrieben hat. Die Firma verlor deswegen mittlerweile sämtliche Aufträge und muss nun liquidiert werden. Deshalb wird auch eine Staatshaftungsklage geprüft.

Der Rufmord gegen die kritische Firma PMEDA, die nicht einfach alle Rentenbegehren erfüllte, wurde vor allem seit Frühling 2023 durch Katharina Prelicz-Huber angezettelt. Sie setzte damals die EKQMB dermassen unter Druck, dass diese im Juni eine Untersuchung beschloss. Dies, obwohl deren Präsident und der Leiter der Fachstelle noch eine Woche zuvor geäussert hatten, dass eine «valide Aussage über die inhaltliche Qualität der Gutachten» mangels Bewertungsinstrumenten «nicht möglich» sei. Dennoch überprüfte die Kommission – in der übrigens mehrere Konkurrenten der Firma PMEDA sitzen – rund drei Dutzend Gutachten der PMEDA. Dabei wurde ihr und den Verfassern der Gutachten jedes rechtliche Gehör verweigert.

Vergeblich setzte sich das Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) gegen die Forderung der Kommission nach sofortiger Beendigung der Mandatsvergabe zur Wehr. Zumal deren öffentliche Behauptung, dass die «überwiegende Mehrheit» der untersuchten Gutachten «gravierende formale und inhaltliche Mängel aufweise», schlicht falsch ist. Die Firma PMEDA hat seit 2013 über 2500 Gutachten für verschiedene Auftraggeber verfasst. Diese wurden in Hunderten Urteilen kantonaler Gerichte und in den allermeisten der 125 Urteile des Bundesgerichts als gerichtlich verwertbar beurteilt. Auch wurde die Qualität der Gutachten fortlaufend von IV-Stellen und den Regionalen Ärztlichen Diensten geprüft und nicht beanstandet. Auch das Bundesamt für Sozialversicherungen hat die Gutachten der PMEDA Anfang 2023 geprüft und die Tarifvereinbarung mit ihr erneuert. Der Bundesrat hielt in der parlamentarischen Fragestunde vom 5. Juni fest, die PMEDA erfülle die fachlichen, organisatorischen und strukturellen Voraussetzungen «und

kann daher weiterhin Gutachten für die IV erstellen».

Trotz klaglos geleisteter Dienste seit zehn Jahren wurde das Gutachter-Unternehmen PMEDA aufgrund einer haarsträubenden Diskreditierungskampagne zerstört; weder das Bundesamt für Sozialversicherungen noch das dafür verantwortliche Departement von SP-Bundesrat Alain Berset kamen ihm zu Hilfe. Treiber dieser Kampagne waren Anwälte und Lobbygruppen, die mit der Anfechtung medizinischer Gutachten und der Anschwärtzung von Gutachtern ihr Geld verdienen. Ohne statistische Grundlagen wurde der PMEDA vorgeworfen, sie stelle vergleichsweise häufig eine volle oder teilweise Arbeitsfähigkeit fest. So bauen die Aktivisten Druck auf die Gutachterstellen auf. Den Schaden haben die Bei-



Kesseltreiben: Prelicz-Huber.

tragszahler und die Invalidenversicherung, die mittlerweile zu 51 Prozent der Rentenfälle für psychische Krankheiten aufkommen muss.

Skandalöse Wühlarbeit

Besonders umtriebig gebärdete sich Nationalrätin Katharina Prelicz-Huber gegen die Vergabe von Gutachten an die PMEDA, indem sie dieser in Vorstössen «hochproblematische IV-Gutachten» und eine «skandalöse Rolle» unterstellte. Skandalös sind indessen einzig ihre Wühlarbeit und ihr Lobbying gegen die PMEDA bei der eidgenössischen Kommission und beim Bundesamt für Sozialversicherungen. In einem Mail verwarnte sich dessen Direktor gegen die Nennung der Intervention durch die grüne Nationalrätin, da eine solche «institutionell nicht glaubwürdig und unprofessionell» sei. Man darf gespannt sein, ob der Nationalrat der rabiatischen IV-Renten-Lobbyistin Prelicz-Huber die Immunität entziehen wird.

BRIEF AUS WARSCHAU

Aaron Agnolazza



Fünf Jahre ist es her seit dem letzten Besuch in Warschau. Die polnische Hauptstadt brummt noch mehr als in jenem heissen Sommer 2018. Ein Gefühl von Aufbruchstimmung durchzieht die vorweihnachtliche Geschäftigkeit der Warschauer. Mit dem Sieg der liberal-konservativen Bürgerkoalition ging wenige Wochen zuvor die Ägide der seit 2015 regierenden PiS, der Partei für Recht und Gerechtigkeit, zu Ende. Und Ministerpräsident Donald Tusk kehrt bereits mit dem eisernen Besen: Gleich die gesamte Führung der staatlichen Medien, auch als «PiS-Funk» bekannt, entliess sein Kulturminister vor wenigen Tagen. Noch im Sommer sass die PiS hingegen fest im Sattel und regierte durch: Der damalige Sportminister etwa brachte mit der fadenscheinigen Begründung, dass Energydrinks Störungen des Herz-Kreislauf-Systems verursachen, im Eilverfahren ein Verkaufsverbot für unter Achtzehnjährige durch.

Szenenwechsel: im Uber durch die Krakauer Vorstadt. Warschaus Prachtmeile zeigt sich an diesem Donnerstagabend im Dezember von ihrer besten Seite: Weihnachtsbeleuchtung, geschmückte Tannenbäume; vorbei am legendären «Hotel Bristol», geht es ins ehemalige Hauptquartier der marxistisch-leninistischen Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei, die von 1948 bis 1990 stärkste Kraft im Land war. Heute befindet sich im Erdgeschoss dieses 1952 eingeweihten monumentalen Gebäudes die Freedom Lounge. Ein Veranstaltungsort für liberale Organisationen inklusive eines Fernsehstudios und hauseigener Bar, die Cocktails mit Namen wie «Der faule Sozialist» oder «Senator McCarthys Ego» serviert. Im Untergeschoss

steht die Premiere des Kurzdokumentarfilms «The Fun Police», zu Deutsch: «Die Spasspolizei», an, der vom Consumer Choice Center produziert wurde, um die Prohibitionisten des 21. Jahrhunderts zu entlarven.

Das 2017 von Fred Roeder gegründete Consumer Choice Center mit Sitz in Washington, DC ist eine unabhängige Konsumentenschutzorganisation, die sich weltweit für Wahlfreiheit und Innovation einsetzt. So auch kürzlich und erstmals in der Schweiz, wo das Consumer Choice Center die Energiesicherheit in der Schweiz untersucht hat. Laut der Studie ist es anmassend und ineffektiv, konkrete Ziele

Waren es damals Alkohol, Kaffee oder Masturbation, sind es heute Big Tobacco, Big Tech und Big Pharma.

zur schrittweisen Abschaffung bestimmter Energiequellen festzulegen. Stattdessen argumentieren die Autoren, dass technologische Innovationen und die Wahlmöglichkeiten der Konsumenten die Schlüssellösungen seien, um die Energieversorgung sicherzustellen. Als warnendes Beispiel für die Schweiz wird Deutschlands gescheiterte und kostspielige Energiewende angeführt. Fred Roeder: «Politiker sollten aufhören, fossile Brennstoffe für Autos, Heizsysteme und die Kernenergie verbieten zu wollen.» Er empfiehlt in der Studie weiter, die Entscheidung zur Abschaltung der verbleibenden vier Atomreaktoren in der Schweiz rückgängig zu machen und Bewilligungen für neue Kernkraftwerke zu erteilen.

Der Kinosaal im Untergeschoss der Freedom Lounge ist bis auf den letzten Platz besetzt, als Fred Roeder «Film ab» für «Fun Police» er-

klärt. Die Blaupause der «Spasspolizei», in der Kurzdokumentation aufgehängt an illustren Figuren wie dem ehemaligen New Yorker Bürgermeister und Milliardär Michael Bloomberg, der sich dem Kampf gegen Tabak und Süssgetränke verschrieben hat, ist immer dieselbe: Unter dem Vorwand, Kinder schützen zu wollen, werden Regulierungen erlassen, etwa weitreichende Werbeverbote. So auch in der Schweiz nach der Annahme der Initiative «Kinder ohne Tabak» – obwohl so wenige Junge rauchen wie noch nie.

Doch mit dem Tabak ist es nicht getan. Es geht immer weiter, wie die Dokumentation zeigt: von der Grösse der Becher von Softgetränken über Warnhinweise für Alkohol bis zu einem Werbeverbot für Fast Food. Alter Wein in neuen Schläuchen, denn bereits im 19. Jahrhundert versuchten die Prohibitionisten, mit moralischen Glaubenssätzen die Wahl anderer Menschen zu dämonisieren. Waren es damals Alkohol, Masturbation oder sogar Kaffee, sind es heute Big Tobacco, Big Tech und Big Pharma, die es durchzuregulieren gilt, wenn es nach den Neo-Prohibitionisten geht.

Zurück an der Bar, im Hintergrund dröhnt mit David Hasselhoff der Mann durch die Boxen im ehemaligen Kommunistenthauptquartier, der mit seinem «Looking for Freedom» die zu Unrecht wohl meistbelächelte Hymne des Mauerfalls gesungen hat. Ein Lied, das angesichts der stetig steigenden Regulierungsdichte der neuen Prohibitionisten auch dreissig Jahre später nicht aktueller sein könnte.

Aaron Agnolazza ist Public Affairs Consultant in Zug.

Brauchen wir eine europäische Atomstreitmacht?

Es ist Zeit, mit einer Lebenslüge aufzuräumen: Kein US-Präsident wird je bereit sein, einen Nuklearkrieg mit Russland zu riskieren, um Europa zu retten. Viele folgern daraus, Europa sollte aufrüsten. Falsch! Die USA und Russland müssen endlich abrüsten.

Oskar Lafontaine

Seit die USA und die UdSSR über Atomwaffen verfügen, diskutieren die westeuropäischen Staaten darüber, ob sie ebenfalls Atomwaffen brauchen, um nicht nuklear erpressbar zu sein. Grossbritannien zündete seine erste Atombombe 1952 und baute, technologisch unterstützt von den Vereinigten Staaten, eine Atomstreitmacht auf. Frankreich zündete 1960 seinen ersten nuklearen Sprengsatz und entwickelte auf Betreiben Charles de Gaulles eigenständige Atomstreitkräfte, die auf fran-

Ein entscheidender Schritt wäre es, wenn die Atomkräfte ihre seit 1968 festgelegte Verpflichtung erfüllten.

zösischer Technologie basierten. Die übrigen westeuropäischen Länder verliessen sich auf den atomaren Schutzschirm der USA.

Immer wieder gab es Diskussionen, ob dieser Schutzschirm wirklich verlässlich sei. Die Debatte nahm wieder an Fahrt auf, als der damalige US-Präsident Trump die Nato für obsolet erklärte, und auch der französische Präsident Macron meinte, die Nato sei hirntot.

Nachdem der russische Präsident Wladimir Putin 2022 mit dem Einsatz von Atomwaffen gedroht hatte, war die Frage wieder da. Würde ein US-Präsident, wenn Russland Berlin oder Warschau atomar zerstören würde, durch einen atomaren Gegenschlag die Vernichtung New Yorks, Washingtons oder San Franciscos riskieren?

Um eine zeitgemässe Antwort zu finden, müssen die Europäer ihre Lebenslügen aufgeben und einsehen, dass kein US-Präsident bereit wäre, die Zerstörung seines Landes zu riskieren, um Europa zu retten. Die amerikanischen Truppen sind auch nicht in Europa, um uns zu schützen, sondern um die imperialen Interessen der USA durchzusetzen. Um die einzige Weltmacht zu bleiben, kreisen die Vereinigten Staaten Russland und China mit militärischen Einrichtungen und Raketenbasen ein. Ein Blick auf die Weltkarte und die Verteilung der US-Militäreinrichtungen auf dem Globus genügt, um das sofort zu sehen, aber die westlichen Politiker und ihre publizisti-

schen Begleiter tun immer noch so, als stünden russische Truppen in Kanada oder chinesische Truppen in Mexiko.

Schon der erste Kanzler der Bundesrepublik Deutschland, Konrad Adenauer, ahnte wie der französische Präsident Charles de Gaulle, dass man sich auf den atomaren Schutzschirm der USA nicht unbedingt verlassen kann. Er wollte eine eigene Atomwaffe und fand es «unerträglich», dass nur die Supermächte, die USA und die Sowjetunion, über Atomwaffen verfügten und «damit das Schicksal aller Völker dieser Erde in den Händen haben». US-Präsident Dwight Eisenhower zeigte Verständnis für diese Absicht des ersten westdeutschen Kanzlers und erwog sogar, entsprechende Informationen an Bonn zu geben. Dann könnten die Westdeutschen «selbst ihre nuklearen Fähigkeiten entwickeln».

Sein Nachfolger John F. Kennedy war davon wenig begeistert. Er fand es «nicht wünschenswert», dass die Deutschen auch Atomwaffen hätten. Um einen Nuklearkrieg zu vermeiden,

wollte er die Zahl der Atomkräfte klein halten. Selbstverständlich wollte auch Moskau nicht, dass die Deutschen über Atomwaffen verfügen, und die europäischen Staaten dachten ebenso.

Glaubhafte Abschreckung

Energisch unterstützt wurde Adenauer damals von seinem Verteidigungsminister Franz Josef Strauss, der eine enge Zusammenarbeit mit Frankreich befürwortete und Deutschland unter den Schutz des französischen Nuklearschirms stellen wollte. In ähnlicher Weise plädierte der kürzlich verstorbene CDU-Politiker Wolfgang Schäuble im Oktober 2022, nach der Drohung Putins mit Atomwaffen, für eine rasche nukleare Aufrüstung der Europäischen Union. Das sei der Schlüssel für eine glaubhafte Abschreckung. Er erinnerte an die alte römische Weisheit: «Wer Frieden will, muss für den Krieg rüsten.»

Ein Jahr später, im Dezember 2023, griff der ehemalige Aussenminister Joschka Fischer die Diskussion wieder auf: «Die EU braucht eine



Wir waren schon weiter: Am 1. Juli 1968 unterzeichnet US-Aussenminister Dean Rusk den

eigene atomare Abschreckung.» Ein Verweis auf die Atomwaffen von Grossbritannien und Frankreich als Antwort «auf die veränderte Lage wäre zu einfach und zu kurz gedacht». Zwar gefalle ihm der Gedanke nicht, aber «solange wir einen Nachbarn Russland haben, der der imperialen Ideologie Putins folgt, können wir nicht darauf verzichten, dieses Russland abzuschrecken». Und zur Begründung schob er nach: «Was wird sein, wenn Donald Trump wieder gewählt wird? Auch mit Blick auf dieses Szenario muss sich Europa die Frage ernsthaft stellen.»

Immerhin dämmerte es auch dem ehemaligen Obergrünen, der durch seine Zusammenarbeit mit der kriegslüsternden amerikanischen Aussenministerin Madeleine Albright die Tradition seiner Partei als fünfte Kolonne der US-Politik im Deutschen Bundestag begründet hat, dass imperiale Mächte Vasallentreue nicht unbedingt mit verlässlicher Freundschaft belohnen. Wie die jüngste Vergangenheit gezeigt hat, scheuen sie zur Durchsetzung ihrer ökonomischen Interessen auch nicht davor zurück, eine zentrale Energieversorgungsleitung ihres Verbündeten zu sprengen. Die Sicherheit Deutschlands und Europas ist eben nicht Staatsräson der Vereinigten Staaten von Amerika. Vor kurzem sprach sich auch der bayerische Ministerpräsident Markus Söder für gemeinsame europäische Atomwaffen aus und wollte, wie einst Franz Josef Strauss, den französischen Atomschirm in Anspruch nehmen.

Auch hier bestätigt sich die Prophezeiung des US-Politikers George Kennan, der als Folge der Nato-Osterweiterung ein Wiederaufleben von Nationalismus und Militarismus voraussagte. Die atomare Aufrüstung, Modernisierung der Atomwaffen genannt, ist in vollem Gange.



Atomwaffensperrvertrag.

Denkt man in den Kategorien imperialer Macht und in der Logik des Militärs, dann ist die Forderung nach einer europäischen Atomstreitmacht angesichts der Drohungen Wladimir Putins und der Unzuverlässigkeit der westlichen Führungsmacht nur konsequent. Aber die von Wolfgang Schäuble beschworene alte römische Weisheit: «Wer den Frieden will, muss zum Krieg rüsten» trägt nicht mehr.

Politik des Disengagements

Heute geht es um das Überleben der Menschheit. Durch die Kündigung von Abrüstungsverträgen und die Installierung von Raketen mit immer kürzeren Flugzeiten wird die Lage zunehmend instabiler. Auch technisches Versagen kann mittlerweile einen Atomkrieg auslösen. Statt weiterer Aufrüstung sind Diplomatie, Entspannung und Abrüstung gefragt. Nicht die Friedenspolitik war falsch, sondern das Vorrücken amerikanischer Militäreinrichtungen und Raketen an die russische Grenze. Und ebenso falsch ist das ständige Zündeln der USA in Taiwan.

Heute ist die Politik des Disengagements, des Auseinanderrückens von Truppen und militärischen Einrichtungen, die schon mal

Der nukleare Winter wäre eine Klimakatastrophe unvorstellbaren Ausmasses.

so erfolgreich war, die Lösung. Es gibt keinen anderen Weg, wenn wir nicht ständig mit dem Feuer spielen wollen. Die Forderung nach einer europäischen Atomstreitmacht entspricht zwar der militärischen Logik und dem zurzeit vorherrschenden imperialen Denken, aber wir waren schon weiter. Auch heute weist die Uno-Charta den Weg.

Sie verpflichtet uns, «den Weltfrieden und die internationale Sicherheit zu wahren und zu diesem Zweck wirksame Kollektivmassnahmen zu ergreifen, um Bedrohungen des Friedens zu verhüten und zu beseitigen, Angriffshandlungen und andere Friedensbrüche zu unterdrücken und internationale Streitigkeiten durch friedliche Mittel nach den Grundsätzen des Völkerrechts beizulegen».

Ein entscheidender Schritt wäre es, wenn die Atommächte ihre seit 1968 im Atomwaffensperrvertrag festgelegte Verpflichtung zur atomaren Abrüstung endlich erfüllten. Dieser Vertrag ist geltendes Völkerrecht, und wir werden den Frieden nicht erreichen, wenn das Völkerrecht permanent missachtet wird. Es ist Zeit, wieder daran zu erinnern, dass der nukleare Winter eine Klimakatastrophe unvorstellbaren Ausmasses wäre.

Oskar Lafontaine ist Finanzminister Deutschlands a. D. und ehemaliger Vorsitzender der SPD.

Null-Transparenz bei Impf-Deals



Bitte vertraulich behandeln:
BAG-Chefin Anne Levy.

Die Verträge über den Kauf von Covid-19-Impfstoff bei sechs Herstellern sind öffentlich, aber kaum lesbar. Alles, was von Interesse sein könnte, ist geschwärzt. Unter anderem der Preis für die Anschaffung.

Der Eidgenössische Datenschutz- und Öffentlichkeitsbeauftragte hat das zuständige Bundesamt für Gesundheit (BAG) aufgefordert, diese Zahlen offenzulegen. Dort will man davon nichts wissen: Man halte an den Schwärzungen fest.

Eine der Begründungen: Staaten wie Frankreich und Schweden, über welche die Schweiz einen Teil der Impfdosen beschafft hatte, habe man Vertraulichkeit zugesichert. Breche man das Versprechen, würde damit ein künftiger Kauf der Impfung erschwert. Ausserdem würden andere Staaten die Details der Impfstoffverträge ebenfalls nicht offenlegen. Ein Alleingang könnte damit laut dem BAG unter anderem die EU «brüskieren».

Das Gesicht vor dem Ausland zu wahren, ist der Bundesbehörde also wichtiger, als den Steuerzahlern zu sagen, was die von ihnen finanzierte Impfkampagne gekostet hat. Wobei es kein Geheimnis ist, dass es wohl um mehrere Milliarden Franken geht.

Fast schon humoristisch mutet eine weitere Begründung des BAG an: Würden die Preise offengelegt, könnten daraus ein «verstärkter Wettbewerb» und dadurch «ein geringerer Preis auf dem Markt» resultieren.

Ist es Aufgabe des BAG, Konzerne wie Pfizer und Moderna vor Konkurrenz zu schützen? Und lägen tiefere Preise nicht im Interesse des Käufers? Die Abwehrhaltung macht deutlich, dass man sich dort mehr Gedanken über die Reaktion des Auslands und die Interessen von Pharmaunternehmen macht als um die Transparenz gegenüber den eigenen Bürgern.

Stefan Millius

NACHRUF

Mario Zagallo (1931 – 2023)

Die Sterne erlöschen. Zuerst Maradona, vor einem Jahr Pelé, zuletzt Beckenbauer und nur 48 Stunden vor ihm Mario Zagallo, der fünffache brasilianische Weltmeister als linker Flügelstürmer (1958 und 1962), Nationaltrainer (1970 und 1994) und Mastermind im Hintergrund (2002). Eine genialische Figur.

Zagallo wagte den kühnen Schachzug, im WM-Final 1970 gegen die mauernenden Italiener fünf Nummern 10 einzusetzen (nebst dem fabelhaften Pelé auch Gerson, Rivelino, Jairzinho und Tostao). Mit der Überlegung, dass in der dünnen Höhenluft von Mexico City mit Balltechnik und überraschenden Einfällen mehr zu erreichen war als mit Nahkämpfen und Herumrennen. So gewann Brasiliens atemberaubende, weltweit bewunderte Mannschaft überlegen den Titel.

Zagallo hatte als blutjunger Bewachungssoldat 1950 im Maracana-Stadion von Rio auch die grösste Schmach des Landes miterlebt, das Trauma der Finalniederlage gegen Uruguay. Ins Traineramt wurde er von der damaligen Militärjunta nur drei Monate vor Beginn der WM 1970 berufen. Es war erst Zagallos zweiter Job als Coach überhaupt, und mit 38 Jahren wurde er der jüngste Weltmeistertrainer. Danach hat er alle Offerten aus Europa ausgeschlagen. Hingegen einen Trend vorausgeahnt: Der «Professor», wie er genannt wurde, trainierte in den siebziger Jahren schon in Saudi-Arabien und brachte 1990 die Vereinigten Arabischen Emirate erstmals zur WM-Endrunde.

Mario Jorge Lobo Zagallo verpasste dem *jogo bonito*, dem schönen Spiel, die mörderische Raffinesse und blieb stets etwas im Schatten des Nationalhelden Pelé. Er starb in Rio de Janeiro an multiple Organversagen. *Peter Hartmann*



Genialische Figur: Mario Zagallo.

Der geborene Kaiser

Die deutsche Fussball-Legende Franz Beckenbauer ist im Alter von 78 Jahren gestorben. Der frühere Fifa-Präsident *Joseph Blatter* verneigt sich vor seinem Weggefährten.



Alles, was es zu gewinnen gab: Franz Beckenbauer (1945 – 2023).

Die Nachricht vom Ableben von Franz Beckenbauer macht mich tief betroffen. Der Fussball verliert einen seiner herausragendsten Spieler und eine seiner prägendsten Persönlichkeiten. Will man Franz sportlich würdigen, können nur die grössten Spieler der Geschichte als Massstab gelten: Pelé, das brasilianische Genie, Alfredo Di Stéfano, der wunderbare Argentinier – oder Johan Cruyff, der grandiose niederländische Offensivvirtuose.

Beckenbauer – Cruyff. Deutschland – Niederlande. Das war auch die Affiche im WM-Final 1974 in München. Die Niederländer stürmten mit dem Enthusiasmus der unerschrockenen Aussenseiter und gingen schnell 1:0 in Führung. Doch die Deutschen liessen sich nicht aus dem Konzept bringen – und wendeten die Partie noch vor der Pause. Im Zentrum des Jubels: Libero und Kapitän Beckenbauer. Cruyff blieb die Rolle des Kronprinzen.

Das erste Mal begegnet bin ich Franz, als ich noch für die Uhrenfirma Longines arbeitete. Am Fest der deutschen Sportjournalisten Anfang der 1970er Jahre in München suchten wir den Fussballer mit dem härtesten Schuss. Beckenbauer hatte nicht den schärfsten Schuss, aber den präzisesten.

Dies war durchaus sinnbildlich für die Qualitäten von Franz auf dem Platz – und daneben. Er war ein unfassbar eleganter Spieler; und ein wunderbar eleganter Mensch. Mit Humor,

Lebensfreude und der sprichwörtlichen bayerischen Gelassenheit: *Schau mer mal!*

Als Spieler gewann er alles, was es zu gewinnen gibt: WM, EM, Meisterscup (dreimal), die deutsche Meisterschaft und den Pokal im Multipack. Sein Klub war Bayern München, wo er viel später auch als Präsident das berühmteste Gesicht blieb. Franz war viel mehr als ein Fussballer. Er war vielleicht der erste Superstar unseres Spiels auf dem europäischen Festland. Dass er zum Kaiser ernannt wurde, sagt alles. Man kann ohne zu übertreiben sagen: Der deutsche Fussball ohne Franz Beckenbauer wäre wie München ohne das Oktoberfest.

Im Herbst seiner Spielerkarriere kam es bei den Cosmos in New York zur Vereinigung mit Pelé – vielleicht eines der spektakulärsten Kapitel der Neuzeit.

Mit seinem Rücktritt als Aktiver war die Erfolgsgeschichte lange nicht zu Ende. 1990 führte er die deutsche Nationalelf in Italien als Teamchef (das Trainerdiplom besass er nicht) zum WM-Titel. Und 2006 war er als Botschafter massgeblich daran beteiligt, dass die WM-Endrunde in Deutschland stattfand.

Mit Beckenbauer verliert der europäische Fussball seine schillerndste Persönlichkeit. Vor allem verlieren wir einen wunderbar charmannten, herzensguten und lieben Menschen. Lieber Franz, ich verneige mich vor dir und deinem Lebenswerk. Ruhe in Frieden, mein Freund.

Verwandle dich in ein Ungeheuer

Die unmögliche Balance zwischen Teddybär und Godzilla – wilde Erwartungen an die Männer.



Neulich stiess ich auf ein Video des Psychologen Jordan Peterson, in dem er – seinem mehrheitlich männlichen Publikum – den Tipp gibt, sich «ein bisschen in ein Monster zu verwandeln». Keine Angst, es geht nicht um Vollmondrituale; Peterson sagt: «Sei nicht harmlos.» Er argumentiert, dass Harmlosigkeit nicht automatisch mit moralischer Tugend gleichzusetzen ist. «Wenn du harmlos bist, bist du nicht einfach moralisch gut, sondern harmlos. Dann kannst du auch nicht gut sein, denn es braucht Stärke, um gut zu sein.» Mann solle gefährlich sein.

Auf den Einwand des Moderators, dass «gefährlich» doch impliziere, bereit zu sein, Leute zu bedrohen oder zu verletzen, antwortet Peterson: «Nein, du solltest dazu fähig sein, aber das heisst nicht, dass du es benutzen sollst.» Martial-Arts-Lehrer wüssten das. Der Kampfsport lehre die Kunst, gefährlich zu sein, aber gleichzeitig, sie zu kontrollieren. «Die Kombination von Fähigkeit zur Aggression und Fähigkeit zur Kontrolle; das ist die Tugend.» Heute ermutige man viele junge Männer, schwach und harmlos zu sein, das sei problematisch, weil man so den Tragödien des Lebens nicht standhalten und keine Verantwortung tragen könne – und so erst bitter und gefährlich werde.

Das ist eine interessante Perspektive. Ich finde «Monster» und «gefährlich» eine schlechte Wortwahl; Peterson weiss, was er damit meint, aber die Begriffe implizieren etwas Falsches und können leicht missverstanden werden. Ansonsten: *on point*.

Eine harmlose Persönlichkeit zu besitzen, bedeutet, nett und zahnlos zu sein, aber nicht aus

eigener Entscheidung, sondern weil man keine andere Wahl hat. Das kommt einem im Leben nicht unbedingt zugute. Es sind uns nun mal nicht alle Mitmenschen wohlgesinnt, auch der netteste Zeitgenosse achtet auf seine eigenen

Wenn wir harmlos sind, fehlt uns der Biss oder die Argumente oder beides.

Vorteile. Und manchmal begegnen wir Situationen, in denen wir uns so gut wie möglich selbst schützen müssen. Entdeckt das Gegenüber unsere Zahnlosigkeit, kann das leicht ausgegützt werden; man wird übergangen, gemobbt und ist nicht in der Lage, sich zu wehren, das gilt im Arbeitsumfeld wie im Privaten. Wir sind also darauf angewiesen, dass die Gegenüber stets anständige Menschen mit den besten Absichten sind – das macht uns aber abhängig vom Wohlwollen und vom Wesen anderer; das Schrecklichste überhaupt.

Das Streben danach, ein gewisses Mass an «Monstrosität» zu entwickeln, heisst ja auch, sich selbst nicht zu vernachlässigen oder ständig den Erwartungen anderer zu entsprechen. Es geht in Petersons Perspektive weniger darum, tatsächlich monströs, brutal oder gemein zu sein oder dass wir uns in Godzilla verwandeln und die Nachbarschaft terrorisieren oder in jedem Streit die Klauen ausfahren. Sondern vielmehr darum, bestimmte Eigenschaften oder Fähigkeiten zu kultivieren, die oft als negativ angesehen werden, aber in bestimmten Situationen sehr nützlich sein können. In Auseinandersetzungen oder

Diskussionen beispielsweise kommt dieser innere Monster-Touch gelegen, um nein zu sagen und für sich selbst einzustehen. Wenn wir harmlos sind, fehlt uns der Biss oder die Argumente oder beides.

Auf jeden Fall halte ich es für eine wertvolle Eigenschaft, diese Monsterenergie in sich zu haben, aber zu wissen, sie zu bändigen. Sich einen gewissen Rest von Dominanz, von schlummernder Aggression beizubehalten und sie nur bei Bedarf herauszuholen – wie ein Superschurke mit guten Absichten –, wenn es eine Situation verlangt, um in der Lage zu sein, in zwischenmenschlichen Interaktionen bestehen zu können.

Das Ganze hat auch seine Tücken, besonders für die Herrenwelt. Auf der einen Seite leben wir in einer Gesellschaft, die Männern sagt, sie sollen nett und sanft sein, in der männliche Aggressivität als toxisch gilt und so gut wie möglich unterdrückt werden sollte. Auf der anderen Seite soll er dann aber die Furie rauskramen, in Situationen, in denen sie nützlich ist – da können schon Identitätskrisen auftreten: Bin ich nun flauschiger Teddy oder brüllendes Ungeheuer?

Vielleicht steckt die Weisheit ja irgendwo in der Mitte. Eine gesunde Balance finden zwischen Freundlichkeit, Durchsetzungsvermögen und innerer Monstrosität, um sich selbstbewusst behaupten zu können und ein ausgewogenes Selbstbild zu entwickeln, ohne die eigene Integrität zu verlieren.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Ein Mann wie ein Erdbeben

Andrew Tate war Kickbox-Weltmeister, bevor er im Internet als Männerberater durchstartete. Heute lebt der Engländer in Bukarest und empfängt Talkshow-Giganten zum Gespräch. Die rumänische Justiz ermittelt gegen ihn wegen Menschenhandels und organisierten Verbrechens. Seine Anhänger wittern eine Verschwörung. Wer ist dieser Antipathieträger von Weltrang?

Régis Ecklin

Unfazed!», donnert er mit rauchiger Bassstimme in die Kamera. Mit erhobenem Zeigefinger beschreibt Andrew Tate in einem Youtube-Video, wie er alle Rufmordversuche übersteht: unbeeindruckt.

Der zum Pathos neigende Muskelprotz hat letztes Jahr 92 Tage Untersuchungshaft in einem rumänischen Gefängnis verbracht, wo er nach eigenen Angaben zwischen Kakerlaken täglich über tausend Liegestütze gemacht hat. Nun ist er wieder auf freiem Fuss, darf aber Bukarest nicht verlassen. Ihm werden Vergewaltigung, Menschenhandel und organisiertes Verbrechen angelastet. Das Verfahren läuft noch.

Mit zehn Jahren, nach der Trennung seiner Eltern, zieht Emory Andrew Tate III, wie er mit vollem Namen heisst, mit Mutter, Bruder und Schwester von Chicago nach Luton in Grossbritannien. Dort verbringt er seine formenden Jahre. Wie sein Vater, Emory Tate II, der es nach einer Karriere in der US-Flugwaffe zum international renommierten Schachmeister gebracht hat, zeigt auch Andrew früh Affinität für das königliche Spiel. Mit sechs Jahren nimmt er bereits an Turnieren teil. Als Teenager tauscht er die stille Intensität des Schachspiels gegen das donnernde Echo von Fäusten und Füssen im Kickboxring. Vier Mal wird Tate im Laufe seiner Karriere Weltmeister, ehe er diese 2016 in Folge einer Augenverletzung beendet.

«Top G», höchster aller Ganoven

Um einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu werden, nimmt er im selben Jahr an der Reality-Show «Big Brother» teil, aus der er noch in der ersten Woche entfernt wird, weil ein Video von ihm erscheint, in dem zu sehen ist, wie er eine Frau mit einem Gürtel schlägt. Später erklären beide, sie seien befreundet, und die Handlungen seien einvernehmlich gewesen.

Zum Zeitpunkt des Rauswurfs bei «Big Brother» rekrutiert Tate mit seinem Bruder bereits Frauen für ein Webcam-Business, in dem Kunden für Live-Videointeraktionen mit leichtbekleideten Models bezahlen. Diese Form der Erwachsenenunterhaltung spielt ihm schnell die erste Million ein, die bekanntlich

die schwerste ist. Im Anschluss zieht Tate mit seinem Bruder nach Rumänien, wo er in Casinos investiert und die «Hustlers University» gründet, ein Online-Seminar zu E-Commerce, Krypto und *copywriting*, das ihm weitere Millionen einbringt.

Parallel dazu arbeitet er mit missionarischem Eifer an seiner Selbstinszenierung. Er verleiht sich zu Vermarktungszwecken den Alias «Top G» (höchster aller Ganoven) und stellt

In seiner Sprache hallt die ungefilterte Stimme des Jugendlichen aus den rauen Vierteln Lutons wider.

zahllose Videos ins Netz, in denen er so prägnant wie politisch inkorrekt über Geschlechterrollen spricht und traditionelle Maskulinität zelebriert.

Damit scheint er einen Nerv getroffen zu haben; seine Videos werden milliardenfach angeklickt. Die Anerkennung von Männlichkeit stösst vor allem bei jungen Männern auf Resonanz, die der Emaskulierung durch Gender, Diversity und Inklusion überdrüssig sind.

Dass die reichweitenstarken sozialen Medien Instagram, Facebook, Youtube und Tiktok ihn aufgrund von *hate speech* sperren, kann seinen Siegeszug nicht mehr aufhalten. Millionenfach fluten Fans die Plattformen mit seinen Videos. Wo Andrew Tate draufsteht, sind explodierende Klickzahlen garantiert. Selbst die Talkshow-Giganten Tucker Carlson und Piers Morgan flogen 2023 eigens nach Rumänien, um den 37-Jährigen zu interviewen.



Frauen könnten nicht Auto fahren, seien Eigentum ihres Mannes und trügen bei sexuellen Übergriffen Mitverantwortung. Dies sind nur einige Aussagen, mit denen sich der ehemalige Kickbox-Champion einen Stammplatz in den Schlagzeilen gesichert hat. Es sind Frauenbilder, wie sie täglich in der Rap-Szene zu hören sind und noch heute in weiten Teilen der muslimischen Welt gelebt werden – aber immer dann Entsetzen auslösen, wenn erfolgreiche weisse Männer aus dem Westen sie wiedergeben. Von Donald Trump prototypisiert, hat Andrew Tate die bewusste Provokation mittels Sexismus adoptiert, schrill überzeichnet und zu seinem Markenzeichen gemacht.

Prediger maskuliner Exzellenz

Frivole Tischbomben-Sprüche allein führen aber weder ins Weisse Haus noch zu einer Millionen-Anhängerschaft. Woher rührt also Andrew Tates überwältigende und anhaltende Popularität? Zunächst predigt er wenig streitbare bis alttestamentarische Tugenden wie Fleiss, Verantwortung und Unbeirrbarkeit sowie die Akzeptanz des Lebens als konstantes Leiden. Stoizismus und absolute Kontrolle seiner Emotionen seien der Weg zum Erfolg. Disziplinlosigkeit führe in den Abgrund. Straftaten wie Raubüberfälle seien Ausdruck von Faulheit und mangelndem Arbeitsethos, und Amokläufe seien die Folge permissiver Erziehung, die den Jungen beibringe, ihre Befindlichkeit an oberste Stelle zu setzen und ihre Gefühle stets zu externalisieren.

In seiner Sprache hallt die ungefilterte Stimme des Jugendlichen aus den rauen Vierteln Lutons wider, dessen Kindheit durch Sorgen und Entbehrungen gezeichnet war. Die luxuriösen Anwesen, Privatflugzeuge und Sportwagen, die er im Netz zur Schau stellt, sind Zeugnis eines Aufstiegs, den er allen zusichert, die seiner Lehre folgen. Diese formuliert er alles andere als anteilnehmend oder pädagogisch konstruktiv, sondern ungefiltert und brachialrhetorisch:

«Frauen werden für das geliebt, was sie sind, Männer für das, was sie erreichen. Wenn du also nichts leistest, bist du nichts wert.»



«Wenn du nichts leistest, bist du nichts wert»: Guru Tate.

«Als Mann ist das Leben konstantes Leiden, du stehst in permanenter Konkurrenz zu anderen, und wenn du denkst, dir wird im Leben irgendetwas geschenkt, wird dich nie jemand respektieren.»

«Wenn eine Frau sich bei dir nicht meldet, liegt es nicht daran, dass sie keine Zeit hat. Frauen starren den ganzen Tag auf ihr Telefon, du bist bloss ihre Aufmerksamkeit nicht wert.»

Viele junge Männer scheinen die ungeschönte, ja überspitzte Wahrheit über das Selbstverschulden ihres Misserfolgs lieber zu hören als die beschwichtigende, aber lähmende Beteuerung, bloss Opfer ungerechter Umstände zu sein. In erstaunlicher Reife schauen also

Jugendliche und junge Männer aus aller Welt nicht trotz, sondern wegen dieser stechenden Verdikte zu ihrem «TopG» auf.

Gefahr für das Establishment

Andrew Tate ist ein Bollwerk gegen den Zeitgeist. Er bringt die urwestliche Anerkennungskultur zurück, die seit Jahrzehnten von der Neidkultur abgelöst wird. Seine Ablehnung staatlicher Allmachtsfantasien trägt ihm in liberalen Kreisen Sympathien ein, während ihn der staatshörige links-grüne Mainstream zum Teufel wünscht.

Tate bekämpfte während Corona sämtliche staatlichen Zwangsmassnahmen («Wenn Coro-

na für jemanden wie mich gefährlich werden könnte, wäre das der Untergang der gesamten Menschheit»), macht sich über die Klimahysterie lustig («Stell dir vor, du meinst, das Wetter werde besser, wenn du dem Staat mehr Geld gibst») und verhöhnt das Zentralbankensystem («Geld ist nicht echt. Die können so viel davon drucken, wie sie wollen, und morgen ist dein Vermögen nichts mehr wert»).

Er erklärt körperliche Stärke und Luxusbesitz zum Gradmesser wahrer Männlichkeit und ruft zum Widerstand gegen Staat, Medien und Cancel-Culture auf, die er als «Matrix» bezeichnet. Die «Matrix» ist in der gleichnamigen Dystopie ein virtuelles System, in dem Menschen fremdbestimmt in einer Simulation leben.

Corona-Zwangsmassnahmen, Klimasteuern, Pornografie, Drogen und Videospiele seien Instrumente dieser «Matrix», um junge Männer

Bisher scheiterten alle Versuche, Tate zum Schweigen zu bringen. Folgt nun der Schierlingsbecher?

finanziell, geistig und körperlich gefügig zu machen. Zwangsjacke und Opium. Tatsächlich dürften Big Tech, Medien, Politik, Akademie und woker Feminismus Andrew Tate vor allem deshalb so verbittert hassen, weil er mit jungen Männern diejenige demografische Gruppe hinter sich scharft, die ohnehin am schwierigsten zu kontrollieren ist. Ein testosterongeladener Einpeitscher, der das Feuer in einer solchen Gefolgschaft zu entfachen vermag, ist nicht im Interesse des zunehmend regulatorischen Systems, in dem gekappt wird, was überragt, und Gehorsam und Mittelmass die Maximen sind.

Bisher scheiterten alle Versuche, Andrew Tate zum Schweigen zu bringen. Der Vorwurf des sexuellen Übergriffs – eine beliebte Waffe gegen einflussreiche Männer, weil der Vorwurf bereits die Verurteilung ist – tat seiner Beliebtheit keinen Abbruch. Auch der Ausschluss aus den sozialen Medien und seine Inhaftierung haben ihm bloss einen Märtyrerstatus eingebracht, der seine Anhängerschaft vergrössert und gefestigt hat. Folgt nun der Schierlingsbecher?

Tatsächlich behauptet Tate in seinem erratischen Verhältnis zur Verhältnismässigkeit, dass die «Matrix» nach Zensur und Arrest nun Mord als letztes Mittel gegen ihn einsetzen könnte. «Wir haben drei Leben, zwei davon habe ich bereits aufgebraucht», sagt er in einem Interview. Er sagt dies mit einer solch abgestumpften Beiläufigkeit, dass man sich wie so oft fragt, ob er wirklich daran glaubt – oder ob auch diese Aussage bloss ein Lockvogelspruch ist, der ihm Aufmerksamkeit verschaffen soll. Hinter dem Zigarrenrauch, der ihn umgibt, und seiner Sonnenbrille ist es schwierig, eine Mimik auszumachen. Eines scheint er auf jeden Fall weiterhin zu sein: unbeeindruckt.

Gräuel-Romane

Nr. 1 – «Die Kräfte des Bösen sind in der Minderheit»
Interview von Jürg Altwegg mit Marc Levy

Ich war verblüfft über das Interview mit dem seit fünfzehn Jahren in New York lebenden französischen Krimiautor Marc Levy. Dieser behauptet, Marija Lwowa-Belowa habe 700 000 Kinder aus der Ukraine nach Russland entführt. Levy hat daraus einen Roman gemacht, er spricht von einem «Genozid ohne Tote», von Kindesmissbrauch, Kinderhandel und anderen Gräueltaten. Er unterstreicht, bei seinen Darstellungen handle es sich nicht um Science-Fiction, sondern um die «logische Folge meiner Recherchen». Ich fand allerdings Marija Lwowa-Belowa Erklärung im *Weltwoche*-Interview (Nr. 17/23) glaubwürdig, man habe bloss Waisenkinder aus Heimen evakuiert, um sie vor den Bandera-Nazis zu schützen. Ich finde es gut, dass die *Weltwoche* sich um Meinungsvielfalt bemüht. Tatsachen sind aber etwas anderes als Meinungen. Was Levy bietet, sind böartige Behauptungen zum Zweck der Kommerzialisierung seiner Gräuel-Romane. *Werner Niederer, Dotzigen*

Christ der Zukunft

Nr. 1 – «Rettet Europa!»
«Wort zum Sonntag» von Roger Köppel

Zur Rettung Europas ruft Roger Köppel dazu auf, das Christentum wiederzuentdecken. Dabei gilt es, zu beachten: Christliche Ethik und Werte sind die sprichwörtliche Moral der Geschichte und die logische Konsequenz der Evangeliumsbotschaft. Ohne persönlichen Bezug zu diesem Jesus verkommt der Ruf nach christlichen Werten zu einem reinen Moralisieren. Um es mit dem Theologen Karl Rahner zu sagen: Der

Christ der Zukunft wird einer sein, der Gott erfahren hat, oder er wird nicht sein.

Christian Haslebacher, Weinfelden

Freund Wolodymyr?

Nr. 50 – «Selenskyj in der Sackgasse»
Jacques Baud über den Krieg in der Ukraine

Die Position des Westens zum Krieg in der Ukraine ist mir völlig unbegreiflich. Wo sind diese Leute zur Schule gegangen? Haben sie nie etwas von Stalingrad gelesen? Haben sie nie davon gehört, dass Russland im Zweiten Weltkrieg nach ungeheuren Verlusten (über 25 Millionen Menschen gegenüber 400 000 der USA) zu den Siegermächten zählte? Dass Russland die Hauptlast bei der Zerschlagung der Nazi-diktatur getragen hat, ist unseren Meinungsführern wohl nicht bewusst. Bemerkenswert ist, dass die Nachfolger der früheren Nazis in der Ukraine (Kult um Bandera) zu unseren Freunden erklärt werden. «Mein lieber Freund Wolodymyr» nannte ihn der schweizerische Bundespräsident Ignazio Cassis. Und einer solchen Regierung soll ich vertrauen?

Hans Jordi, Braunau

Schweiz im Sinkflug

Nr. 50 – «UBS im Steigflug»
Editorial von Roger Köppel

Eine vor «Selbstbewusstsein und Welt-eroberungsdrang strotzende» UBS will in die USA: So wie sich die geostrategische Aufmerksamkeit der Schweiz im Sinkflug befindet, befindet sich die amerikanische Planwirtschaft eines Syndikats mittels des Buchhaltungstricks *bail-out* im Steigflug. Über die Preisgabe des freien Marktes zugunsten von Grosskonzernen

wird der Steuerzahler, das heisst der Mittelstand, seit Jahrzehnten ausgeraubt. Mit unbegrenzter Liquidität (Inflation) werden Fehlinvestitionen, Bankenpleiten, schlechtes Management und Gaunereien des Kartells mit der Lüge der Rettung von Arbeitsplätzen auf den Steuerzahler abgewälzt. Parallelen in der Schweiz: Der CS-Gewinn von 2009 bis 2022 betrug 9 Milliarden Franken. Im gleichen Zeitraum betrugen die Boni 46,7 Milliarden: ein Diebstahl von 37,7 Milliarden. Naturgemäss wird hier wie dort niemand wegen des übergeordneten Ziels, nämlich der Zersetzung der staatlichen Unabhängigkeit, zur Rechenschaft gezogen. Der Wunsch von alt Bundesrätin Ruth Dreifuss wird in Erfüllung gehen: «La Suisse n'existe plus!»

Bruno Ackermann, Adligenswil

Grosse Bereicherung

Nr. 51/52 – «Menschen und Gespräche»
Doppelausgabe der *Weltwoche* zum Jahresende

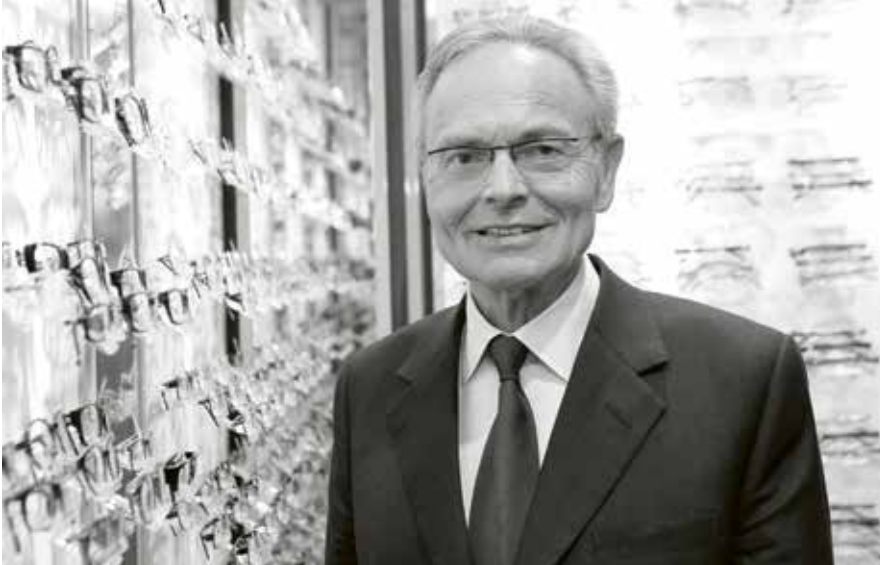
Die Weihnachtsausgabe ist super. So viele interessante Artikel und Interviews. Gratulation! Ich habe diese *Weltwoche* während fast dreier Stunden gelesen (zwei Stunden auf dem Stepper und den Rest auf dem Ergometer). Herzlichen Dank und alles Gute im neuen Jahr. *Ursula Aeberhard, Oensingen*

Danke für die interessanten, tiefgehenden Interviews mit Ferenc Krausz («Das Konzept der Physik ist extrem einfach») und Helmut Holzhey («Mensch, du bist nicht allein»). Die Gedanken waren mir eine grosse Bereicherung zu Weihnachten und zum Jahreswechsel. Bravo! *David Keller, Sargans*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Günther Fielmann (1939–2023) Heinrich L. Wirz (1936–2023)



Urknall für Abermillionen von Brillenträgern: Günther Fielmann.

Wie ein «Habicht in einen Hühnerhaufen» sei er seinerzeit herabgestürzt, erinnerte er sich später selber über seinen Eintritt in die Branche. Aber das war deutlich untertrieben. Günther Fielmann war so etwas wie ein Urknall für Abermillionen von Brillenträgern, die über Generationen hinweg von Optikern – man kann es nicht anders sagen – abgezockt wurden mit schamlos überhöhten Preisen.

Gerade mal fünf Modelle standen zur Auswahl, wenn man nichts zu seiner Sehhilfe dazu zahlen wollte – die berühmten Kassengestelle. Wer etwas schicker aussehen wollte, der musste tief in die Tasche greifen. Die soziale Stellung, so empörte sich Fielmann, stand den Leuten buchstäblich ins Gesicht geschrieben, sie sass mitten auf der Nase.

Eigentlich wollte er Fotograf werden, aber seinem Vater – ein strenger Oberstudiendirektor – erschien dieser Beruf als zu frivol, und er riet ihm, Augenoptiker zu werden. Der habe ja auch irgendwie mit Licht zu tun, soll er seinem Sohn gesagt haben. Da Fielmann dann einige Jahre in der Brillenindustrie arbeitete, kannte er die Herstellungskosten für Gestelle und die Margen, die seine Kollegen einstrichen – Apothekenpreise fürs Auge. Sein Ansatz: Alle, auch Rentner, Arbeitslose oder Geringverdiener, haben das Recht auf eine gute Brille zu einem vernünftigen Preis. Dies sei eine «soziale Verpflichtung». Ausgerechnet in Cuxhaven, einer verschlafenen Stadt im hohen Norden der Bundesrepublik,

eröffnete er 1972 seinen ersten Laden. Statt fünf gab es plötzlich fünfzig Modelle, die die Krankenkassen zahlten, und es wurden ständig mehr. Bald liess Fielmann eigene Kollektionen entwerfen. Auch Serviceleistungen wie Sehtests kosteten bei ihm nichts. Die Leute rannten ihm die Tür ein, und er kam mit der Eröffnung neuer Geschäfte kaum hinterher.

Für die Augenoptikerbranche wurde er indes zum Hassobjekt. Die Konkurrenz attackierte seine Läden und überzog ihn mit Klagen. Ohne Erfolg. 1981 schloss Fielmann seinen ersten Vertrag mit einer Ortskrankenkasse, seine Brillen kaufte er direkt ab Werk und schaltete so den Mittelmann aus. Die Folge: Seine Verkaufspreise lagen oft unter den Einkaufspreisen der etablierten Optiker. Reihenweise – und auch dies muss gesagt werden – mussten die ihre Geschäfte schliessen.

Heute dominiert Fielmann den Markt. Er hat mehr als tausend Läden in Deutschland, Europa und in den USA. Rund 23 000 Mitarbeiter beschäftigt Fielmann, und 2022 machte die Gruppe einen Umsatz von zwei Milliarden Euro. Allein in Deutschland verkaufte er 170 Millionen Brillen. Jede zweite Sehhilfe im Land wurde in einem seiner Geschäfte erworben. Der Slogan «Brille: Fielmann» trifft es also fast genau. Viel fehlte nicht, und Fielmann würde zum Synonym für Brille wie Tempo für das Papiertaschentuch.

Wolfgang Koydl

Milizsoldat und Mahner, das war «Henry» Wirz. Als Zürcher in Bern und als Sohn des Professors für Militärgeschichte Hans Georg Wirz aufgewachsen, absolvierte er eine Karriere in der Privatwirtschaft. Sein Herz schlug aber für die Armee, in der er es bis zum Obersten brachte, und für die Sicherheit von Land und Leuten. Dann machte er die Leidenschaft zum Beruf und wurde Bundeshausjournalist und sicherheitspolitischer Berater. Die zweite Hälfte seines Lebens war dem Kampf gegen die Zerstörung der Verteidigungsfähigkeit des Landes gewidmet. Immer als Gentleman auftretend, war er unerbittlich in der Sache. Wenn Politik und Verwaltung ihr Versagen mit hohlen Phrasen zu übertünchen versuchten, entlarvte er dies dank seines enormen Wissens und mit beissendem Sarkasmus.

Unermüdlich kämpfte er für die Rehabilitation seines Urgrossonkels Captain Henry Wirz (1822–1865), eine der umstrittensten Figuren der amerikanischen Geschichte. Dieser war im Sezessionskrieg für das Kriegsgefangenenlager Andersonville in Georgia zuständig. Die Lage der Gefangenen war im Norden wie im Süden schrecklich. Zehntausende starben. Wirz führte das Lager mit harter Hand, bemühte sich aber auch redlich um eine bessere Versorgung. Nach dem Krieg wurde er als einziger Lagerverantwortlicher beider Seiten in einer Farce von Prozess zum Tod verurteilt und hingerichtet. Immer wieder reiste Henry Wirz nach Amerika, um seinem Vorfahren späte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die Stimme eines Mahners ist verstummt. Dass in Sachen Landesverteidigung in letzter Zeit ein Umdenken zu beobachten ist, hat Wirz gefreut, aber er wollte Tatsachen sehen.

David Vogelsanger



Gentleman: Henry Wirz.

Die Botschaft der grossen Traktoren

Bauern sind auch mit Subventionen Investoren.



In Deutschland demonstrieren die Bauern gegen eine Verschlechterung ihrer Subventions- und Geschäftsbedingungen. Sie suchen den Politikern und der Öffentlichkeit ihre Anliegen darzulegen, indem sie sich ihnen entgegenstellen, sich aufdrängen, andern Räume und Wege blockieren.

Es ist das Gegenteil des gegenseitigen Tausches, der sonst die Grundlage fürs Wirtschaften, für gegenseitiges Verständnis und für Erfolg ist. Damit ist das Risiko verbunden, dass allzu aggressive Demonstranten ihre Botschaften nicht wie beabsichtigt an die gewünschte Adresse bringen könnten, sondern Ärger, Widerstand erzeugen.

Das würde heissen, dass die demonstrierenden Bauern in Deutschland vor allem als subventionstüchtig statt als unterstützungswürdig angeschaut werden. Bis jetzt scheint es nicht so zu laufen. Diskussionen über Landwirtschaftssubventionen nehmen zu und werden angeregter, aber es dominiert nicht Ärger über die Landwirtschaft.

Der Auftritt der Bauern weckt möglicherweise unterschwellig wirtschaftliche Gedanken, die vielleicht verständnisfördernd sind: Die Demonstranten fahren mit grossen Traktoren vor, mit mächtigen Apparaten, die optisch eindrücklich wirken – und die teuer sind. So etwas kann Goodwill schaffen.

Das heisst nämlich: Die Leute in den Demonstrationsskolonnen sind Investoren, die trotz aller Subventionen viel eigenes Geld und Engagement in den Maschinen haben. Es ist ein Wagnis, eine Maschine für 200 000 Euro zu kaufen. Sorgfältiges Abwägen ist nötig, denn:

Auch wenn ein Landwirtschaftsbetrieb Staatsgelder erhält, so ist ein grosser Teil der Tätigkeit doch unternehmerisch, ist den Wetter- und Marktrisiken ausgesetzt.

Aus dieser Sicht spielt es auch wirtschaftlich und gesellschaftlich eine Rolle, wenn die Zahl der Bauern und Bauernhöfe abnimmt, da mit dieser Entwicklung auch dieses Unternehmertum schwächer wird – ausser es entstehen genug neue sonstige Start-ups.

In der Schweiz gab es 1975 gut 111 000 Landwirtschaftsbetriebe, voriges Jahr noch deren 48 000. Es ist klar, dass der Strukturwandel zur Entwicklung gehört, aber es ist auch zu bedenken, dass der Unternehmergeist derweil so gut 60 000 kleine Schläge eingesteckt hat.

Sozial überwintern

Am Schweizer Arbeitsmarkt ist der Winter gut sichtbar. In Gruppen, die in den kalten Monaten nicht richtig arbeiten können, steigt die Arbeitslosenquote, um im Frühling dann wieder nachzugeben.

Das heisst in der Praxis, dass Firmen jene Angestellten, für die beispielsweise auf dem Bau keine Arbeitsgelegenheit vorhanden ist, in die Arbeitslosenversicherung entlassen, damit sie da quasi überwintern und staatlich versorgt werden.

Ausländische Arbeitskräfte sind häufiger in dieser Lage als Schweizer. In den jüngsten Zahlen des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) zum Arbeitsmarkt am Jahresende erscheint für die Gruppe aus Bulgarien eine Arbeitslosenquote im Dezember von 10,1 Prozent, im November von 8,6 Prozent, während der Jahres-

durchschnitt bei 7,8 Prozent liegt. Unter den Rumänen stieg die Arbeitslosenquote im Dezember auf 8,2 Prozent, der Jahresdurchschnitt liegt bei 6,4 Prozent.

Ein ähnliches Muster zeigt sich bei den Arbeitskräften aus Polen (6,6 beziehungsweise 4,9 Prozent), Spanien (5,2 und 4,1 Prozent) und Griechenland (5,1 und 4,0 Prozent).

Alles in allem fällt auf, dass die Schweizer Arbeitskräfte im Jahr 2023 eine deutliche geringere Arbeitslosenquote aufwiesen (1,4 Prozent) als die ausländischen (3,7 Prozent).

Dieses Bild deckt sich mit Schilderungen aus Unternehmen, wonach beim Rekrutieren von Fachkräften aus dem Ausland öfter mal Fehlbesetzungen erfolgen, die bei Unzufriedenheit dann rasch die Kündigung nach sich ziehen. Auf diesem holprigen Weg finden Zugewanderte schliesslich den Weg ins Schweizer Sozialsystem mit Arbeitslosenversicherung und allfälligen weiteren Auffangeinrichtungen.

Die Schweiz kann

Auf Anfang Jahr hat die Schweiz die Importzölle auf Industrieprodukten aufgehoben. Das betrifft eine grosse Palette von Waren und Zwischenprodukten, verringert auch Produktionskosten, da importierte Zulieferungen günstiger werden. Bei Autos schenkt der Zollwegfall besonders ein, aber auch die Bürokratie soll nachlassen. Das Beste ist jedoch, dass die Schweiz diese Importzölle selbständig, von sich aus, eigenständig regelt – welch ein Kontrast zur Sehnsucht nach institutioneller Anbindung an die EU.

DEUTSCHLAND

Romantik



Keine Epoche, sondern eine Geisteshaltung: Johann Ludwig Bleulers «Loreley-Fels», um 1840.

Brutaler kann der Mord an der Romantik nicht in Szene gesetzt werden.

Seite 52

An Novalis lässt sich die Aktualität der Romantik mühelos erklären.

Seite 56

Sie nehmen mit der Blumen-Revolution den «Summer of Love» in San Francisco vorweg.

Seite 57

Deutsche Romantik des Widerstands

Die Ahnen der traktorfahrenden Bauernrebellens heissen Novalis, Heine und Kleist. Ein Versuch über den deutschen Genius und seinen Drang, die Welt zu verzaubern.

Matthias Matussek

Die Romantik ist ein deutsches Gefühl. In Peter Watsons Buch «Der deutsche Genius» kommt sie als goldenes Zeitalter der Deutschen ins Spiel.

Sie hat tatsächlich eine Weltkarriere hinter sich, ob in Schuberts Liedern oder in Grimms Märchen oder Heinrich Heines «Loreley». Die Romantiker wollten die Schätze aus dem Urgrund des Volkes heben und retten. Der frühgestorbene Dichter Novalis (1772–1801) definierte sie: «Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es.»

Autobahnausbau im Zauberwald

Schon in diesen Zeilen wird deutlich, dass sich das Romantische nicht auf eine Epoche – auf die um 1800 – bezieht, sondern eine Geisteshaltung darstellt. Rüdiger Safranski: «Sie gehört zu den seit zweihundert Jahren nicht

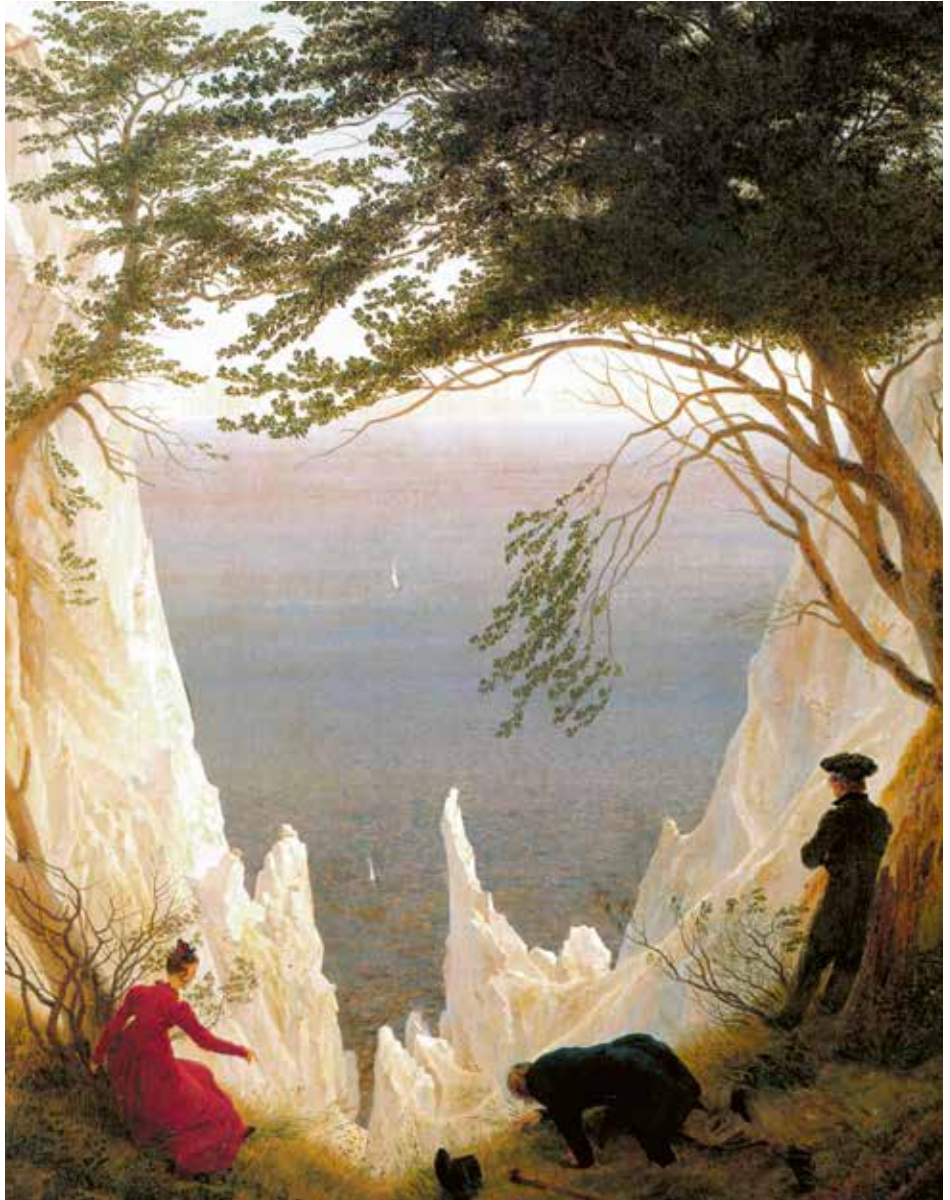
Ein letzter Protest gegen das heraufdämmernde Zeitalter der Merkantilisierung.

abreissenden Suchbewegungen, die der entzauberten Welt der Säkularisierungen etwas entgegensetzen wollen.»

Doch damit wird in diesen Tagen aufgeräumt.

Sogenannte Harvester, riesige Maschinen, fressen sich derzeit durch den grössten zusammenhängenden Mischwald Deutschlands, den Märchenwald der Brüder Grimm, und entwurzeln und zerhacken und zermalmen Bäume. Sie schaffen Trassen, breit wie Autobahnen, rund um die romantische Sababurg im hessischen Reinhardswald, um dort in Bälde 241 Meter hohe Windradkolosse aufzustellen.

Ich kenne die Sababurg. Es war ein Paradies der Stille. Rund um die Mauern ein dorniger Kranz von Rosensträuchern. Sie wird das Dornröschenschloss genannt. Von ihrem Turm aus soll



Aufbruch ins Unbekannte: Caspar David Friedrichs «Kreidefelsen auf Rügen», 1818.

Rapunzel ihr Haar heruntergelassen haben. Sie ist der Inbegriff der deutschen Romantik.

Die Sababurg ist weltberühmt. Ich traf dort japanische Mädchen, die davon träumten, in dem mit rotem Samt ausgeschlagenen Hochzeitszimmer zu heiraten. Hier im Reinhardswald liegt das romantische Herz der Deutschen. Vor dem Krachen und Kreischen der Maschinenmonster fliehen scheue Tiere wie der Luchs aus dem Unterholz.

Brutaler kann der Mord an der Romantik und an all dem, wofür sie einst stand, nicht in

Szene gesetzt werden, denn die Romantik war nichts anderes als ein letzter Protest gegen das heraufdämmernde Zeitalter der Maschinen und der Nützlichkeit und der Merkantilisierung aller Lebensverhältnisse.

Die Romantik war Widerstand, und es ist bezeichnend, dass es ausgerechnet die grüne Partei ist, die diesen niederbügelt für einen aberwitzigen ideologischen Masterplan, dem alles geopfert werden muss. Die Grünen waren eine Partei, die sich dem Schutz der Natur verschrieben hatte. Und die dann, nach Auflösung

der marxistischen Gruppen und der Banden von anarchistischen Strassentretern und Terroristen Anfang der 1970er Jahre, zielstrebig von kommunistischen Kadern wie Jürgen Trittin oder Joschka Fischer gekapert wurde.

Kader von stalinistischer Entschlossenheit.

Kader, die den immens gebildeten romantischen Gründerfiguren wie Herder, Schlegel, Schelling, Hölderlin, Eichendorff nie das Wasser reichen konnten oder überhaupt wollten.

Jüngst protestierten Tausende gegen die drei Kilometer Autobahnausbau im Zauberwald und gegen die stählernen Monster mit ihren Riesenrotoren, die sich noch in Kilometern Ferne in den Blick schieben werden.

Ja, diese Protestierer waren die wahren Romantiker, die um ihren deutschen Zauberwald kämpften und die sogenannten Grünen an ihren Gründungsmythos erinnerten.

Die Romantik hat tatsächlich darin gesiegt, ein deutsches Volk zu einen.

Romantiker, die sich einst gegen die feudale Herrschaft wehrten. Sie besetzten Eichen und Buchen, klebten sich an Bäumen fest. Hundertschaften an Polizisten mussten den Wald zwei Monate lang räumen. Es gab Verletzte auf beiden Seiten. 31 Millionen Euro kostete die Räumung der Baumretter.

«Eine deutsche Affäre»

Wie gross muss der Hass auf das eigene Volk sein, dass man ihm derart abgebrüht das Herz herausreisst. Umso erstaunlicher, dass diese ausgiebig dokumentierte Verachtung für das eigene Land (Claudia Roth: «ein Stück Scheisse», Robert Habeck: «zum Kotzen») von einer politischen Elite geäussert wird, die darauf vereidigt wurde, das Wohl des «deutschen Volkes» zu mehren, in einem Parlament, auf dem die Inschrift prangt: «Dem deutschen Volke».

Nicht zuletzt darin besteht die Aktualität der Romantik: Sie hat tatsächlich darin gesiegt, ein deutsches Volk zu einen, das nach den Verheerungen des Dreissigjährigen Krieges zerrissen und in 500 Länder, Königreiche, Fürstentümer zersplittert war, in eine Kleinstaaterei, über die sich Georg Büchner in seiner romantischen Komödie «Leonce und Lena» so wunderbar belustigte.

Und wie erreichte sie ihr Ziel? Über die Sprache.

Daher ist es wohl – neben der Naturzerstörung – die Verkrüppelung der deutschen Sprache durch Gendereien mit Sonderzeichen oder durch das Hereinwinken von nur radebrechend Deutsch sprechenden Immigranten («Kanak-Sprak»), mit denen die Putschisten,



Prediger aus Riga:
Herder.



Dunkler Prinz des Pop:
Novalis.

die sich des Landes bemächtigt haben, das Projekt der deutschen Romantik rückabwickeln wollen. Ihr Ziel ist die erneute Zersplitterung.

Johann Gottfried Herder, ein Prediger aus Riga, war der Erste, der erkannte: «Ein Volk ist die natürliche Aufteilung der menschlichen Rasse, die mit ihrer eigenen Sprache ausgestattet ist, welche sie als ihren unverwechselbaren und heiligen Besitz erhalten muss.» Und die Romantiker erhielten ihn über Lieder, Gedichte, Märchen, die im Urgrund des Volkes schlummerten und darauf warteten, gehoben zu werden.

Mit Herders Aufbruch ins Unbekannte, als er am 17. Mai 1769 in Riga ein Schiff bestieg und ins Ungewisse lossegelte, beginnt Rüdiger Safranski besonders heute immens lesenswerte Untersuchung der «Romantik» (Fussnote). Er nennt sie im Untertitel zu Recht «eine deutsche Affäre».

Herder ist jung, sein Herz klopft, er will hinaus, raus aus den beengten Verhältnissen, raus aus einer vorgezeichneten bürgerlichen Karriere als protestantischer Pfarrer, viele Romantiker stammten aus dem pietistischen Milieu. Er will die Welt für sich entdecken. Er wird an der belgischen Küste von Bord gehen.

Er ist das erste Exemplar, wie Goethe später abfällig in «Dichtung und Wahrheit» schreiben wird, für jene «berühmte, berufene, verrufene Literaturepoche, in welcher eine Masse junger genialer Männer mit aller Mutigkeit und Anmassung» hervorgebrochen sei, um sich im Grenzenlosen zu verlieren. Später wird er zu Goethe nach Weimar ziehen.

Ja, Herder (1744–1803) ist der erste der Stürmer und Dränger einer Ich-berauschten Rebellengeneration, in die sich auch der junge Goethe trotz seiner späteren Distanzierung einreihen wird. Der vibrierte im gleichen Aufbruchgeist und erschrub sich mit seinem romantischen Ritterspiel «Götz von Berlichingen» und dem gefühlsüberschiessenden «Werther» Weltruhm.

Die Romantiker werden befeuert durch die Weltgeschichte. Wie ein Brandbeschleuniger wirkt die Französische Revolution, die die alte

Ständeordnung zerschlägt, und der Hymniker Hölderlin, der idealistische Schelling und der «Weltgeist»-Philosoph Hegel tanzen in ihrem Tübinger Prediger-Stift um den Maibaum. Sie feiern die Freiheit. Zunächst.

Die Lage damals? Gar nicht so verschieden von unserer heute. Die Aufklärung hatte den Himmel entvölkert und die Französische Revolution die Kirchen in Ställe verwandelt. Bald jedoch regte sich Widerstand gegen diese erste Globalisierung der Vernunftbesessenheit und diese imperialen Gesten. Und in diesem Moment sorgten die Romantiker für Wiederverzauberung und eigensinnige Strudel: Attacke!

Kämpfen, mit Blumen und Gedichten

Was für eine Truppe! Sie trugen ja tatsächlich noch Mantel und Degen, und sie ritten. Sie ritten durch die Nacht, sie ritten von Jena nach Weimar ins Theater, und später ritten sie in den Krieg gegen den Tyrannen Napoleon, um in den Befreiungskriegen für ein idealisiertes Deutschland zu kämpfen.

«Eine Schar junger Männer und Frauen», schrieb die Romanautorin und Historikerin Ricarda Huch in ihrer Darstellung der Bewegung, «stürmt erobernd über die breite träge Masse Deutschlands.»

Zunächst aber kämpfen sie mit Blumen und Gedichten. Clemens Brentano (1778–1842) und Achim von Arnim (1781–1831) veröffentlichten ihre Liedersammlung «Des Knaben Wunderhorn».

Da ist der Kopf der Bande, der schrofpe Friedrich Schlegel (1772–1829), der Republikaner, der die Zeitschrift *Athenäum* mit den romantischen Fragmenten herausgibt. Dann sein Bruder August Wilhelm (1767–1845), Mitherausgeber, diplomatischer und – so Ricarda Huch – «zierlich und beweglich, aber ohne Grösse».

Dann Friedrich Joseph Schelling (1775–1854), der Naturphilosoph, das lodernde Genie. Der Physiker Johann Wilhelm Ritter (1776–1810) verbrennt sich die Haut in galvanischen Selbstversuchen; er versucht, die Seele zu lokalisieren. Friedrich Hölderlin (1770–1843) weht herein



Kopf der Bande:
Friedrich Schlegel.



Loderndes Genie:
Schelling.



Kultfigur:
Goethe.



Bürgerliche Tugenden:
Schiller.

mit dem Bauplan für eine neue Mythologie, und Ludwig Tieck (1773–1853), der das Märchen vom gestiefelten Kater ersinnt, übersetzt und liest Shakespeare vor, eindringlich, bei Kerzenlicht. Ja, die Romantiker entdecken in Shakespeare einen der Ihren.

Der Theologe Friedrich Schleiermacher (1768–1834) in Berlin entwirft seine Religion des «Enthusiasmus», der tragische Aussen-seiter und preussische Offizier Heinrich von Kleist, dessen Dichtungen wie glühende Vulkanausbrüche sind und der sich erschossen wird, schmeisst sich für den malenden Nebelmystiker Caspar David Friedrich (1774–1840) in die Bresche, und der dunkle Prinz Novalis fordert Gedichte «voll schöner Worte – aber auch ohne allen Sinn». So schmeisst man Blüten ins Getriebe der Welt.

Die Romantiker sind die Goldene Horde der deutschen Literatur und der stürmischste Beitrag der Deutschen zur Weltkultur.

Frommer Mann, dieser Bach

In seiner durchaus bewundernden tausendseitigen Monografie über «The German Genius» – den deutschen Genius – schreibt der einstige Chefredaktor der *Sunday Times*, Peter Watson, Kulturhistoriker, Psychologe und Krimiautor, von einem «goldenen Zeitalter» der Deutschen zwischen Newton (gest. 1727) und Darwin (gest. 1882). Sein Buch ist Nachhilfe für die herrschenden Produkte der deutschen Bildungsmisere: «Für jene Deutschen, die während und nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurden, ist die Geschichte Deutschlands vor 1933 die eines verschollenen Landes, eines, das sie nie kennenlernten.»

Selbstverständlich und traurigerweise hat er recht. Wie war das mit der Grünen-Abgeordneten Emilia Fester, die nicht wusste, wer Bismarck ist?

Watson holt weit aus, um die «Germanness», das «Deutsche», zu erklären, das nach den Zerrüttungen des Dreissigjährigen Krieges im 17. Jahrhundert, dann im 18. und 19. Jahr-

hundert diese triumphale Weltkarriere hinlegte.

Er beginnt mit der Szene, in der Friedrich der Grosse (1712–1786) in Sanssouci beim Überfliegen der Gästeliste mit sichtbarer Erregung ausruft: «Meine Herren, der alte Bach ist hier!» Johann Sebastian Bach, geboren 1685, also knapp vierzig Jahre nach den Verheerungen auf deutschem Boden, wollte drei Jahre vor seinem Tod (1750) seinen am Hofe beschäftigten Sohn Carl Philipp Emanuel besuchen.

Der alte Bach ist der Einzige, der dort in Potsdam Deutsch spricht – hier ist der Verkehrston Französisch. Ja, Friedrich rühmte sich, noch nie ein deutsches Buch gelesen zu haben.

Frommer Mann, dieser Bach, was dem aufgeklärten König eher egal ist, denn seine berühmte Toleranz ist in Wahrheit Indifferenz. Friedrich verachtete Religiöse. Soll doch jeder nach seiner Fassung selig werden! Er stellte dem soeben eingetroffenen Komponisten, noch müde von seiner Reise, eine verzwickte Aufgabe. Er möge doch aus einem sehr komplexen musikalischen Thema, das er ihm vorspielte, eine dreiteilige Fuge komponieren.

Bach meisterte die Aufgabe zum Erstaunen des ganzen Hofes mit Bravour. Nun legte der Monarch, der Bachs Kontrapunkt für eine altmodische Kompositionstechnik hielt, möglicherweise leicht verärgert, die Latte höher. Der Tonmeister möge das Thema doch nun für sechs Stimmen arrangieren.

Diese Aufgabe brauchte Zeit. Zurück in Leipzig, arbeitete das Genie Bach, das nach Meinung Beethovens «Meer» heissen sollte, das königliche Thema aus, fügte eine Anzahl von Kanons sowie eine Triosonate bei und übersandte sie dem Herrscher als «Musikalisches Opfer».

Das war die Zeit. Das waren die Verhältnisse. Aus diesem protestantischen Milieu im kargen Preussen wuchs der deutsche Genius. Der Pietismus war entscheidend. Er hat schon den strengen Vater Friedrichs, Friedrich Wilhelm I., geprägt. Pietismus war die damalige Staatsräson. Er nahm das Individuum in die biblische Pflicht. Er wollte dessen geistliche Wiedergeburt. Er strebte die innere Vervollkommnung an, durch Disziplin und Lerneifer und Streben nach christlichen Tugenden wie Mässigung, Glaube, Tapferkeit, Weisheit. Bildung war das Motto.

Und wie sie gelernt haben.

Johann Joachim Winckelmann (1717–1768), Sohn eines Schusters, der in der Werkstatt seines Vaters aufwuchs, die gleichzeitig das einzige Zimmer des Hauses war, las Griechisch bis Mitternacht. Er schlief auf einer schmalen Bank, mit einem Holzklötz am Fuss, der bei der kleinsten Bewegung herunterfiel und

ihn weckte, damit er weiterlesen konnte. Beschäftigungen in Callcentern als Grundlage geistiger Vollendung wurden erst sehr viel später erfunden.

Winckelmanns grosse Entdeckung war der Historismus, das Werden der Geschichte, Aufstieg, Höhepunkt und Verfall der Völker anhand ihrer Kunstwerke. Er datierte die Blüte griechischer Klassik auf das frühe 5. Jahrhundert vor Christus, nach den Perserkriegen und vor dem makedonischen Einfall, und er pries deren «edle Einfalt und stille Grösse» mit der eben geborgenen und hymnisch beschriebenen «Laokoon»-Skulptur vor Augen – es war seine «Geschichte der Kunst des Altertums», die die

Die Romantiker sind der stürmischste Beitrag der Deutschen zur Weltkultur.

Fantasie des Publikums entzündete und nach Peter Watson die «dritte Renaissance» auslöste. Die deutsche.

Gespür für Genie

Schönheit war zum Bildungsideal erhoben worden. Sie legte das Fundament der Weimarer Klassik. Schlauchbootlippen und Brustvergrösserungen ihrer Göttinnen sind den griechischen Meistern in ihrem Streben nach Perfektion nicht in den Sinn gekommen. Friedrich Schillers (1759–1805) berühmte «Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen» waren eben genau das – keine politischen Weltentwürfe, sondern ästhetische Bildungsunternehmungen.

In dieser neuen Antike auf deutschem Boden wuchsen auch die romantischen Genies heran, ja Friedrich Hölderlin evozierte in seinen Hymnen und Elegien, in seinem «Hyperion»-Roman, in seiner rückblickenden Sehnsucht den antiken Götterhimmel, das griechische Arkadien.

Klassik und Romantik fielen zeitlich ineinander und sorgten gemeinsam für jene in der Weltgeschichte einmalige Explosion an Kunst und Geist um 1800. Hier leuchtete der



Hinreissend:
Heine.



Kommune null:
Brentano.

Deutschland ist das derzeit interessanteste Land der Welt

Deutschland scheint, wieder einmal, im Gejammer zu versinken. Überall, wo ich hinkomme, beschweren sich die Deutschen über Deutschland, über die Politik vor allem, die Medien, die Parteien, die Regierung, die Zuwanderung, die trüben Aussichten der Wirtschaft. Viele reden übers Auswandern, wenn sie nicht schon ausgewandert sind. Schwarzmalen ist der neue Volkssport.

In die Abgesänge mag ich nicht einstimmen. Ich kann das Unbehagen zwar nachvollziehen, viele Probleme sind offensichtlich. Trotzdem glaube ich an Deutschland. Das aktuelle Malaise mag schmerzen. Ich will es nicht verniedlichen. Aber Länder, Staaten – vor allem nach Zeiten des Erfolgs – brauchen Krisen, um sich wieder selbst zu finden. Kein Grund zur Verzweiflung.

Beginnen wir mit der Migration. Ja, Deutschland hat die Tore geöffnet. Es kommen zu viele, und es kommen die Falschen. Die Durchhalte- und Beschwichtigungsparolen der Politik verfangen nicht mehr. In den Zeitungen häufen sich die Meldungen über Ausländerkriminalität. In manchen Städten Deutschlands ziehen Islamisten mit ihren Bannern durch die Strassen.

Gewiss, die Massenzuwanderung ist die Mutter vieler Übel: Kriminalität, Wohnungsnot, Plünderung des Sozialstaats, Verwahrlosung des öffentlichen Raums, Überforderung der Schulen. Aber gleichzeitig bringt Migration eine ganze Lawine von Lebenslügen ins Rutschen. Endlich müssen die Deutschen, ihre Politiker und Medien, dieses Thema ernst nehmen.

Der Ruf nach Begrenzung und strengeren Kontrollen wird lauter, ist inzwischen Mainstream. Noch vor zehn Jahren war man in deutschen Talkshows der Aussenseiter, wenn man über die Kehrseiten der Zuwanderung sprach. Viele deutsche Politiker hatten das Thema erkannt, aber redeten nicht darüber, weil man als Deutscher «weltoffen», «ausländerfreundlich» zu sein hatte, scheinen wollte.

Und vergessen wir nicht: Die Pro-Kopf-Zuwanderung nach Deutschland ist heute höher als früher, aber sie ist deutlich tiefer als etwa die Pro-Kopf-Zuwanderung in die Schweiz. Es ist doch überhaupt nicht zu spät, hier endlich Gegensteuer zu geben. Deutschland wird an der Zuwanderung nicht zugrunde gehen. Auch die Zuwanderung wirkt als Augenöffner. Eine Frage des Masses.

Kommen wir zur Wirtschaft. Muss Deutschland pleitegehen, bevor sich etwas ändert?

Vielleicht, aber ich glaube nicht, dass es die Deutschen so weit kommen lassen. Erinnern wir uns an das Jahr 2003? Schon damals galt Deutschland als «kranker Mann Europas». Die Zahlen zeigten schroff nach unten. Dann kamen Kanzler Gerhard Schröders Reformen der «Agenda 2010».

Diese mutigen Massnahmen kann man rückwirkend nicht genug würdigen. Schröder handelte gegen seine Partei, gegen seine Wiederwahl, aber staatsmännisch handelte er für Deutschland, befreite den Arbeitsmarkt von gewissen Fesseln und machte die Arbeitslosigkeit weniger attraktiv. Nachfolgerin Merkel



Mehr Demokratie, weniger Staat.

profitierte von Schröders Politik und machte sie wieder rückgängig. Mit den bekannten Folgen.

Nichts, was die Deutschen heute drückt, haben sie sich nicht selber eingebrockt. Anders formuliert: Die Deutschen können ihre Probleme selber wieder lösen. Deutschland mag, anders als die Schweiz, stärker eingespannt sein in ein Netz von Abhängigkeiten und Bündnissen. Es gibt viele Fesseln durch die EU, aber auch hier gilt: Mit der Not wächst die Einsicht.

Das ewige Gejammer wirkt weltfremd. Die Deutschen haben schon weit grössere Probleme verursacht und überstanden. Vielen Deutschen gefällt die Schweiz. Gut. Es ist ja nicht verboten, sich von der Schweiz inspirieren zu lassen. Das hiesse dann aber wohl: mehr Schweiz wagen, mehr direkte Demokratie, weniger Staat, mehr Neutralität. Mal sehen.

Noch ein Wort zu den Parteien. Auch hier steckt viel Stress im System. Das mag alles seine Gründe haben. Ich sehe es von aussen: Die neuen Parteien sind eine Bereicherung. Es gäbe sie nicht, würden die anderen alles richtigmachen. Sie bringen mehr Vielfalt. Und Streit.

Davon lebt die Demokratie. Demokratie ist nicht Konsens. Demokratie ist ständiges Ringen, Auseinandersetzung.

Ich bilde mir ein, auch hier gebe es Fortschritte. Die einst gefeierten Grünen werden entzaubert. Zum eigenen Vorteil. Illusionen und Flausen verfliegen. Die deutsche Umweltschutzpartei wird sich normalisieren, wirtschaftsfreundlicher werden müssen. Das gilt auch für die SPD, bei der ausser dem übervorsichtigen Kanzler ideologische Traumtänzer am Werk scheinen.

Auf der bürgerlichen Seite mischt die AfD die FDP und die CDU auf. CDU-Chef Merz taktiert behutsam, viele Messer sind auf ihn gerichtet. Die deutsche Öffentlichkeit ist ein Haifischteich. Ein falsches Wort kann das Ende von Karrieren bedeuten. Mich dünkt, nach anfänglichen Zweifeln, Merz mache es nicht so schlecht. Ist er der nächste Kanzler? Die Chancen scheinen intakt.

Die Ausgrenzung und Verteufelung der AfD funktioniert nicht. Parteien, die einem nicht passen, soll man widerlegen, nicht verbieten. Man wird die aufstrebende Opposition früher oder später einbinden müssen. Dank der AfD werden FDP und CDU bürgerlicher, konservativer, weniger links und profilierter. Solange sich die Rechten untereinander bekämpfen, jubelt nur die Linke.

Von aussen betrachtet, fehlen Deutschland Politiker, die motivieren, Zuversicht verbreiten können. In Berlin regiert bleierne Trübsal. Kein Wunder, wandern so viele Deutsche aus. Aber das ist nicht der Weg. Deutschland können nur die Deutschen wirklich gefährlich werden – wenn sie sich abwenden, davonlaufen, die Politik ausschliesslich den Politikern überlassen.

Es gibt keine unlösbaren Probleme. Deutschland ist das derzeit interessanteste Land der Welt. Die Politik ist faszinierend: Wo stehen die Deutschen zwischen Ost und West? Wie geht es nach dem Brexit mit der EU weiter? Wie schafft es Deutschland, ein neues Wirtschaftswunder zu entfesseln wie einst nach dem Krieg? Was sind deutsche Interessen in einer vielfältiger werdenden Welt?

Ich kenne kein Land mit einem grösseren Potenzial. Noch fehlen der Politik die Antworten. Deutschland hätte alles, was es braucht. Die eigene Geschichte von Triumph und Niederlage ist ein Vorteil, keine Hypothek. Die Deutschen sind bodenständige, vernünftige Leute. Die aktuelle Krise, das Unbehagen ist eine Chance. Ich glaube an Deutschland.

«deutsche Genius» auf einsamer Gipfelhöhe. Auch wenn der Klassiker Goethe (1749–1832) zunehmend auf Abstand ging zur wilden romantischen Horde, er hasste Eruptionen, war er doch mit seinem Bildungsroman «Wilhelm Meister», der von Geheimbünden, Weltentdeckungen und brustspengender Sehnsucht erzählte, für die romantischen Genies zur Kultfigur geworden, denn sie hatten ein Gespür für Genie.

Open house in Jena

Über Friedrich Schillers «Glocke» und seine Lobpreisung bürgerlicher Tugenden: «Und drinnen waltet / Die züchtige Hausfrau, / Die Mutter der Kinder, / Und herrscht weise / Im häuslichen Kreise [. . .]», dagegen lachten sich die Romantiker schief. Sie waren kunstsinnig, sie besuchten die Museen in Dresden und picknickten auf den Elbauen bei Dresden und führten ansonsten ein Lotterleben.

Die schöne Caroline Böhmer, eben noch als Revolutionärin in Mainz inhaftiert und eine Weile verbrannt für die feineren Kreise, heiratete August Wilhelm Schlegel, den genialen Shakespeare-Übersetzer. Sie wird angehimmelt von dessen Bruder Friedrich Schlegel, der übrigens der weitaus Interessantere ist, doch dann

Müelos steht Novalis in den Salons, mit ernstem Gesicht, farblosen Seher-Augen, geliebt von allen.

verguckt sich Caroline in Schelling, was ihr Mann wiederum toleriert.

Und Friedrich Schlegel? Heiratet die geschiedene Dorothea Veit (1764–1839), Tochter des Aufklärers Moses Mendelssohn (1729–1786). Er lebt mit ihr und mit den anderen beiden – und das ist erst die Stammbesetzung der Kommune.

Kommune null sozusagen, *open house* in Jena, Tieck kommt vorbei, Brentano und Schelling und Novalis, das «Ich»-Genie Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) lehrte und verhexte in Jena. Er war als Hirtenjunge von einem reichen Gönner entdeckt worden, weil er die Sonntags-

predigt wörtlich memorieren konnte. Er studierte Theologie, arbeitete als Hauslehrer, brach das ab, weil er behauptete, man müsse zuerst die Eltern vor den Kindern erziehen.

Dem von ihm vergötterten Immanuel Kant (1724–1804) schickte er, um vorgelesen zu werden, seinen «Versuch einer Kritik aller Offenbarung», die so genial war, dass das Publikum glaubte, sie stamme vom Meisterdenker des Idealismus selber.

Ein romantischer Freiraum entstand dort in Jena, ein «ironischer Spielraum» (Safranski), denn, wie sagte es Schiller: «[. . .] er [der Mensch] ist nur da ganz Mensch, wo er spielt».

Die Romantik treibt die deutsche Lesekultur zur Blüte. Und hier ein Loblied auf die deutsche Ereignislosigkeit jener Jahre: Im Krähwinkel haben geborgte Abenteuer Hochkonjunktur. Das grosse geschichtliche Drama spielt beim Nachbarn, also besorgt man sich das grosse dramatische Gefühl aus Büchern.

Jim Morrison des 18. Jahrhunderts

In den Jahren der Frühromantik, also zwischen 1790 und 1800, erscheinen zweieinhalbtausend Romantitel auf dem Markt – so viele wie in den neunzig Jahren zuvor. Tieck dichtet die modernsten Potpourris, doch dann wird er alt und dick und heiter, und Heinrich Heine kommt später aus dem Lachen nicht mehr heraus, als er dem Pariser Publikum in seiner «Romantischen Schule» davon erzählt. Heine: «Der liebe Gott ist doch immer noch ein grösserer Ironiker als Herr Tieck.»

Das nun wieder durchzieht die Romantik und das Romantische von Anbeginn an: Die meisten der einstigen Matadore müssen sich irgendwann als Renegaten rechtfertigen. Der Kult, der das Romantische umgibt, ist nun einmal der Kult der Jugend. Goethe schreibt darüber in seinem zutiefst romantischen «Faust II»: «Hat einer dreissig Jahr vorüber, / So ist er schon so gut wie tot, / Am besten wär's, euch zeitig totzuschlagen.» Das übersetzen The Who mehr als ein Jahrhundert danach in ihrem Hit «My Generation»: «I hope I die before I get old».

Romantik ist der erste Pop, und er wird perfekt verkörpert von der sanften, schönen Gestalt des Friedrich Freiherrn von Hardenberg, der sich «Novalis» nennt – für die Nachwelt von seinem Genie genauso überglänzt wie von seinem frühen Tod.

Müelos steht er in den Salons, mit ernstem, schmalem Gesicht, farblosen grauen Seher-Augen, geliebt von allen. Er stirbt mit 28 Jahren, niedergestreckt von der Tuberkulose,



Im Wunder zu Hause: Schubert und Vogl.

mit der er sich womöglich bei der Pflege des kranken Schiller angesteckt hatte.

An Novalis lässt sich die Aktualität der Romantik mühelos erklären. Seine Schrift «Die Christenheit oder Europa» ist der erste utopische Entwurf einer europäischen Wertegemeinschaft, allerdings in feinstem mittelalterlichem Faltenwurf. Religiosität ist eine Unterströmung der Romantik. «Romantik», so Safranski mit einer seiner treffenden aphoristischen Zuspitzungen, ist die «Fortsetzung der Religion mit ästhetischen Mitteln».

Novalis verliebt sich in die dreizehnjährige Sophie von Kühn, und als diese stirbt, will er ihr hinterhersterben durch nichts als Willenskraft. Er ist davon überzeugt, dass so was geht.

Er setzt sich eine Frist von einem Jahr, und er weiht seine Freunde ein, und in seiner Todessüchtigkeit ist er der schwarze Prinz des Pop und verwandt mit allen, die ihm folgen werden.

Er ist ein Opiummesser, und seine «Hymnen an die Nacht» sind nur so verständlich. Er ist der Jim Morrison des ausgehenden 18. Jahrhunderts: «This is the end, my only friend, the end [. . .]»

Er studiert Bergbau, er steigt in die Grube, er ist besonnen und umsichtig, doch das hindert ihn nicht, untertage, im Schoss der Natur, seine wesentlichen Visionen auszuträumen. Dort unten lässt er den einflussreichsten Roman der Romantik beginnen, den «Heinrich von Ofterdingen», der am anderen Ende eines unterirdischen Sees die blaue Blume erblickt: «Die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte.»



Shakespeare forever: August Schlegel.



Revolutionärin: Caroline Schelling.



Die Blume ist ein Traumbild, doch Heinrich bricht tatsächlich auf, um nach ihr zu suchen, und als die Frage auftaucht, wohin die Reise gehe, heisst die Antwort: «Immer nach Hause.» Romantiker sind im Wunder zu Hause, durch alle Zeiten.

Irre das alles? Aber sicher! Peter Watson: «Die Engländer wollen was zum Lesen, die Franzosen was zum Schmecken. Die Deutschen wollen etwas zum Nachdenken.» Und: «Die Deutschen tauchen tiefer. Und sie kommen matschiger wieder hoch.»

Deutschland, progressiver Kampfbegriff

Die Geistesgeschichte der Romantik ist ein Entwicklungsroman. Die Romantik hat eine Jugend, und die Romantik wird erwachsen, und sie lernt, wie sich Wunder und Realitäts-sinn verknüpfen lassen. Bürgerliches Stand-bein, poetisches Spielbein, das lässt sich bestens demonstrieren an Joseph von Eichendorff und E. T. A. Hoffmann, die tagsüber Regierungsräte sind und nachts die Poeten der Wälder und der Schwärze.

Das rät Rüdiger Safranski den Romantik-Verzauberten: das Zwei-Kammern-System. In der einen wird unter Hochtemperatur die Fantasie entzündet, ohne die Entdeckungen nicht möglich sind. Und in der anderen wird heruntergekühlt auf das Menschenerträgliche.

Die Jenaer Romantiker bis 1800, die Berliner und Heidelberger bis 1820. Der letzte, Heinrich Heine, schrieb bereits Mitte des Jahrhunderts unter den mächtig qualmenden Schloten der Industrie.

Die Romantiker schufen die moderne Lyrik. Ja, auch sie erträumten ein geeintes Europa, doch Deutschland war ein progressiver Kampfbegriff. Deutschland wurde als kulturelle

Unternehmung gedacht, als Ideal, das durchstrahlt ist von der Frömmigkeit des Mittelalters und der Kunstfertigkeit Dürers, abgründig nächtlich in seinen Märchen und

Per Erlass ordnen sie die Verwandlung der Welt in «eine Wiese voll Blumen» an.

Spukgeschichten und Legenden. Tannhäuser-Gelände eher als ein echter Staat.

Eichendorffs vermeintlich schlichte Formeln sind leise hermetische Protestgebilde. Immer wieder umkreisen sie ein unnennbares Weh, einen Verlust, der sich nur in Naturbildern beschwören lässt.

«Ich hör die Bächlein rauschen / Im Walde her und hin, / Im Walde in dem Rauschen / Ich weiss nicht, wo ich bin.»

Diese Landschaften gibt es so nicht. Es gibt sie nur in diesem unendlichen Murmeln von Bächlein und Blümlein, es gibt sie nur im Atlas der Poesie.



Weltgeist:
Hegel.



Hymniker:
Hölderlin.

Für die Politik taugt die Romantik nicht, weder für den Staatsakt noch für den Umsturz. Sie herrscht im Zwischenreich der Poesie, und keiner formuliert das so hinreissend wie Heinrich Heine (1797–1856).

Im Innern ist der Sänger der «Loreley» ein Revolutionär, doch gleichzeitig graut ihn die Vorstellung von der Machtergreifung durch die Politikommissare und Menschheitsbefreier, und genau das war sein Streitpunkt mit Ludwig Börne und dem ganzen Jungen Deutschland: «Die Nachtigallen, die unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein «Buch der Lieder» wird der Kräutkrämer zu Tüten verwenden [...]»

«Endlich ein Gott»

Das Romantische wandert aus der Literatur aus. Es sucht sich neue Verzückungsspitzen in der Musik, in den Wagner-Opern, in denen Friedrich Nietzsche (1844–1900) die dionysischen Feiern der Alten wiederfindet.

Und der deutsche Genius erobert sich die Naturwissenschaften, die Technik, erfindet das Auto, das Penizillin, die Relativitätstheorie.

Hundert Jahre nach dem Jenaer Aufbruch sind es erneut die frühromantischen Theoreme Fichtes und Novalis', die die Jugend entzünden. Gustav Landauer (1870–1919) gründet mit anderen die «Neue Gemeinschaft», Rudolf Steiner (1861–1925) propagiert die ganzheitliche Erziehung. Man veranstaltet Gelage auf Tigerfellen, lyrische Beschwörungen mit Panflöten, Stefan George (1868–1933) organisiert seinen «ästhetischen Staat».

Und dann zieht der romantische Geist mit den Wandervögeln in den Krieg, hochgestimmt und überdrüssig der langen satten Friedensphase, ganz nach Rainer Maria Rilkes Versen: «Endlich ein Gott. Da wir den friedlichen oft / nicht mehr ergriffen, ergreift uns plötzlich der Schlacht-Gott [...]»

Und so, ergriffen, verbluten sie in den Schützengräben. Und als der Krieg zu Ende ist und die Verkrüppelten und die Heimatlosen zurückkehren in die Trümmer der alten Ordnung, da erfasst der romantische Geist die Münchner Räte-Revolutionäre. Sie sprechen tatsächlich von einer Blumen-Revolution und nehmen damit den «Summer of Love» in San Francisco vorweg: Per Erlass ordnen sie die Verwandlung der Welt in «eine Wiese voll Blumen» an, «in der jeder seinen Teil pflücken» könne.

Nicht wenige Historiker werden später argumentieren, dass die Romantik in ihrer Vernunftabwertung und Weltfremdheit dem nationalsozialistischen Unheil vorgearbeitet habe. Safranski jedoch weist in seinem Buch «Romantik» völlig überzeugend nach, dass die Nazis mit dem Kern der Romantik nichts anfangen konnten. Sie verfrachteten sie bis zur Unkenntlichkeit, sie nutzten deren Welt-Liebesrausch, um das grosse Morden vorzubereiten.



Nicht besiegt, nur geschlummert: Holzstich des «gestiefelten Katers».

Zwar pflegten sie das populäre Liedgut, sie veröffentlichten in ihren Gesangsbüchern Heines «Loreley», doch als Verfasser gaben sie «Unbekannt» an – Heinrich Heine, der Jude, durfte nicht genannt werden.

Trotz ihrer kruden Stocherei in germanischen Mythen, der von Watson hinreissend geschilderten Suche nach den Wurzeln der geheimnisvollen Arier im tibetischen Hochgebirge, waren die Nazis alles andere als vergangenheitsfromm, sondern der Technik zugewandt, sie setzten auf Industrien und Autobahnen und die kriegsbereite moderne Gesellschaft.

Hitlers Vernichtungsgedanken waren wirt? Keineswegs. Sie zogen, so Safranski, mit «unerbittlicher Logik» die «mörderischen Konsequenzen» aus «einigen rassistischen und sozialdarwinistischen Prämissen» jener Tage. Romantisch ist das nicht.

Auch Peter Watson resümiert in seinem Werk über den deutschen Genius: «Die Nazis sind un-deutsch.» Ähnlich äusserte sich mein Freund David Cornwell, der Deutschlandliebhaber und Thrillerautor, den die Welt als John le Carré kannte. Und er beklagte, wie Peter Watson, dass den Briten bei «Deutschland» nur der Zweite Weltkrieg und Hitler einfallen würden.

Die Ausnüchterung nach dem grossen Morden ist ersehnt und tief und folgenswer. Die Häuser sind glatte Schuhschachteln, und die Malerei ist abstrakt. Vom gefährlichen Leben hat man genug. Es herrscht eine skeptische und zutiefst rauschfreie Moderne.

Doch das Romantische ist nicht besiegt. Es hat nur geschlummert. Und plötzlich bricht es als

Welle übers Land, über den Kontinent, über die Welt herein, und wieder beginnt mit der Flower-Power-Generation ein neues Zeitalter, diesmal ist es das unter dem Sternzeichen des Wassermanns, Popgruppen wie Novalis oder Tangerine Dream zelebrieren

Als Verfasser gaben sie «Unbekannt» an – Heinrich Heine, der Jude, durfte nicht genannt werden.

romantische Sphärenklänge, und wieder einmal wird in Kommunen und Pädagogik von einer neuen Welt geträumt.

Taugenichtse aus dem Eichendorff-Wald
Nun heissen die Philosophie-Gurus Herbert Marcuse (1898–1979) oder Ernst Bloch, der messianische Marxist (1885–1977), oder Theodor W. Adorno (1903–1969), der Kopf der Kritischen Theorie, doch sie sind erschüttert über das mangelnde Bildungsniveau dieser neuen Generation.

Rainer Langhans und Fritz Teufel und Dieter Kunzelmann sind die Popstars der neuen Revolte. Sie sind nicht Novalis oder Schlegel oder Fichte, weiss Gott nicht, eher Taugenichtse aus dem Eichendorff-Wald. Aber sie schaffen es eine Weile lang wie jene, einem Lebensgefühl Ausdruck zu geben in ihren Clownereien und Flugblattaktionen.

Zeitgenosse Safranski: «Jede Generation möchte irgendwann einmal einen Epochenbruch erleben. Die 68er glaubten, jetzt seien sie an der Reihe.»



Und das ist dann eine durchaus gelungene Schlusspointe in Safranskis Romantik-Darstellung: wie die 68er sich selber missverstanden. Wie sie mit dickschädligem politischem Vokabular am Zauber des Epochenbruchs vorbeiredeten. Und von hier aus muss weitergeschrieben werden.

Denn erneut ist die Romantik in die falschen Hände geraten. Erneut in die Hände der kühl kalkulierenden Macher und politischen Gauner, die nun, als Erben der 68er, tatsächlich an die Macht gekommen sind.

Grösste Verachtung für das Volk

Konnte Joseph von Eichendorff einst hoffnungsfroh dichten: «Schläft ein Lied in allen Dingen,/ Die da träumen fort und fort,/ Und die Welt hebt an zu singen,/ Triffst du nur das Zauberwort», verdüstern die neuen Antiromantiker wie der böse Zauberer Sauron in Tolkiens Epos «Der Herr der Ringe» unsere Mittelerde, geschart um eine als Seherin verehrte Autistin, die seit neuestem den Mord an Juden verteidigt.

Angst und Schrecken vor dem Untergang sollen das Volk in die gewünschte Richtung treiben, sollen es zersplittern, vereinzeln.

Ja, das beflügelnde Gemeinschaftswort «Volk» selbst ist auf dem Index gelandet. In der ungelenten Sprache des Verfassungsschutzes lautet das Verbrechen, das ein Verbot der grössten Oppositionspartei vorbereiten soll, auf die Verkündung «eines ethnisch-biologisch bzw. ethnisch-kulturell begründeten Volksverständnisses». Nicht anderes schrieb der grosse Johann Gottfried Herder. Er schrieb es nur schöner.

Wiederum betreibt eine ungebildete Clique kalter Herrschaftstechniker, ausgestattet mit Schminkteams und mit ausser Kontrolle geratener Prunksucht – gerade hat sich der unbeliebteste Kanzler der deutschen Geschichte einen milliardenteuren Anbau für sein Kanzleramt genehmigt, für sich und die enorm angestiegene Anzahl beamteter Höflinge.

Diese Clique demonstriert allergrösste Verachtung für das Volk, so wie einst das Ancien Régime es tat, dessen Sturz die Romantiker bejubelten.

Sie erlassen die unsinnigsten Verordnungen, schicken ihre Geheimpolizei los, sie zensieren, sie schüchtern ein, sie sperren weg.

Und sie schicken ihre Maschinenmonster los, um den deutschen Zauberwald zu zerhacken; die krachen und kreischen durchs alte Holz und legen ihre Schneisen, um ihre neuen Götzen aufzurichten, sinnlosen Sondermüll, Windmühlen, hoch wie der Eiffelturm, gegen alle Proteste.

Wehren wir uns.

Romantisieren wir!

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Warum Jake Heggies
«Dead Man Walking»
die meistgespielte Oper
unserer Zeit ist.

Manuel Brug,
Seite 66



Das Licht der Welt drängt durch den Spalt.

Henri Matisse, Offene Tür, Bretagne, 1896– Wie oft doch steht der Mensch vor einer geschlossenen Tür, die ihm den Zugang verwehrt zu einer neuen, zu einer weiteren Welt. Wie einfach scheint es gelegentlich, eine Tür zu öffnen, wie unmöglich manchmal. Wie leicht und schwer zugleich auch, eine zu schliessen, um eine neue, eine weitere Welt draussen zu lassen. Das ist die Tür; Schutz und Gefängnis zugleich.

Wir leben, so scheint es, in Tagen, in denen mehr Türen zugehen, geschlossen bleiben oder gar verschlossen als geöffnet werden. Es sind keine Tage des Verbarrikadierens, das noch nicht, aber doch solche, in denen der Mensch

seine Türen lieber schliesst als öffnet und flüchtet vor der grossen in seine kleine Welt. Sich zurückzieht auch vor der Kälte in das Warme, vor dem Unbekannten ins Bekannte, vom Lärm in die Stille, vom Weiten ins Enge.

Kein Mensch ist in der Lage, andauernd mit offenen Türen zu leben. Es fehlte ihm die Ruhe, die Möglichkeit des Rückzugs, der Entschleunigung der Zeit, der Unsichtbarkeit auch. Die Kunst, die Schwierigkeit im Umgang mit der Tür ist, seine Türen im richtigen Moment zu schliessen oder zu öffnen. Wer sie zu lange geschlossen hält, verkümmert, wer sie zu lange offenlässt, verzettelt sich in den Weiten der Welt.

Eine Tür anzulehnen, scheint ein Ausweg zu sein. Sie ist nicht ganz zu, nicht ganz offen, das Licht der Welt drängt tagsüber durch den Spalt, und in der Nacht fliesst das Licht eines Zimmers in die Dunkelheit. Der Wind kann sie leicht öffnen oder zuschlagen, der Mensch auch.

Immer wieder hat Henri Matisse (1869–1954) offene Türen ins Bild gesetzt, Fenster auch, hat sie weit aufgehen lassen, die beiden Welten überbrückt und das Davor und Dahinter ineinander übergehen lassen. Hat der Tür ihr Trennendes genommen, sie zu einem Übergang werden lassen; dass wir jederzeit durch eine Tür gehen und zurückkommen können. *Michael Bahnerth*

Imperien-Dämmerung

Wer glaubt, schon alles über den Zweiten Weltkrieg zu wissen, irrt. Richard Overy eröffnet einen absolut neuen Blick auf den Konflikt.

Wolfgang Koydl

Richard Overy: Weltenbrand.
Der grosse imperiale Krieg 1931–1945.
Rowohlt Berlin. 1520 S., Fr. 67.90

Wie viele Bücher wurden über den Zweiten Weltkrieg geschrieben? Hunderte? Tausende? Zehntausende? Sicher ist, dass kein Ereignis Historiker, Zeitgeschichtler, aber auch Schriftsteller mehr beschäftigt hat. Einige Bücher sind zu Standardwerken geworden, zu Pflichtlektüre. Andere sezierten gewissermassen diese Weltkatastrophe und beschäftigten sich mit einzelnen Aspekten: Personen, Schlachten, Waffen. Und jedes Jahr wächst die Literatur über diesen Krieg weiter. Braucht man also wirklich noch ein umfassendes Werk? Ein Buch, das mit einem Umfang von anderthalbtausend Seiten zudem ein ziemlicher Brocken ist?

Und wie es das brauchte! «Weltenbrand» ist nicht einfach nur ein weiteres Buch über den Zweiten Weltkrieg. Es ist nicht nur das Ergebnis lebenslanger Forschung und Erfahrung. Schliesslich hat der renommierte britische Historiker Richard Overy vierzig Jahre an diesem Opus magnum gearbeitet. Es ist nicht nur eine Fundgrube überraschender und zuweilen unbekannter Details.

Kriegerische «Belle Epoque»

Sein Buch ist mehr als all das. Es ist ein Augenöffner, denn Overy verändert die Brennweite, mit der er auf den Krieg blickt. Er erklärt die konventionelle Chronologie 1939 bis 1945 für obsolet. Für ihn begannen die eigentlichen Kampfhandlungen bereits 1931, und abgeschlossen wurden sie erst in den 1960er Jahren. Zur Vorgeschichte zählt er nicht nur, im Einklang mit den meisten Kollegen, den Ersten Weltkrieg, die erste Etappe eines «zweiten Dreissigjährigen Krieges». Für Overy begann der «grosse imperiale Krieg» im ausklingenden 19. Jahrhundert.

In jener Zeit, als «Belle Epoque» verklärt, habe Europa Gewalt in die ganze Welt exportiert. Fast überall auf dem Globus hätten

europäische Staaten Krieg geführt: Russland gegen Japan, Spanien gegen die USA, Grossbritannien gegen die südafrikanischen Buren, Italien gegen das Osmanische Reich. Daher sei es ein Trugschluss, das fatale Jahr 1914 als Ende einer Friedensperiode zu deuten.

Overy vertritt die These, dass der Zweite Weltkrieg das Zeitalter des Imperialismus beendete. Der Sieg der alten Imperien – Grossbritannien, Frankreich, die Niederlande, Belgien – über die Parvenü-Imperialisten Deutschland, Japan und Italien läutete zugleich den Niedergang ihrer eigenen Reiche ein. Die wahren Sieger dieses Ringens waren drei Mächte, die den Imperialismus aus unterschiedlichen Gründen stets ver-

Ein Mythos ist die «Weltherrschaft», nach der Hitler angeblich strebte.

urteilt hatten: die Vereinigten Staaten, die Sowjetunion und China. Bezeichnend aber auch zwei Kolonialmächte, die Overy nicht erwähnt: Spanien und Portugal. Sie standen im Krieg auf der falschen Seite, bewahrten ihre Imperien aber länger als die anderen Mächte.

Berlin, Rom und Tokio fühlten sich nicht erst in den 1930er Jahren bei der Aufteilung der Welt als zu spät und zu kurz gekommen. Aber der Verlust ihrer überseeischen Gebiete im Frieden von Versailles stillte nicht das Verlangen nach «Lebensraum». Den Auftakt machte Japan 1931 mit der Annexion der Mandschurei. Gleichsam über Nacht hatte sich das Kaiserreich ein Gebiet einverleibt, das fast so gross war wie Kontinentaleuropa. Dort verfolgte man den Landraub mit Interesse, vor allem in Berlin und Rom. Benito Mussolini folgte dem Beispiel mit dem Einmarsch in Äthiopien. Overy enthüllt nebenbei, dass der Duce weiterreichende Pläne hatte: Korsika, Ägypten, Malta und der Sudan standen auf seiner Wunschliste. Schliesslich griff er 1938 nach Albanien.

Aber auch für die klassischen Imperialmächte war die Vorkriegszeit keine friedliche Epoche. So führte Frankreich Krieg in Marokko

und in Syrien und musste einen kommunistischen Aufstand in Indochina niederschlagen. Grossbritannien war in Palästina in einen verlustreichen Kleinkrieg verwickelt. Allerorten versuchten die kolonisierten Völker aufzubegehren. Dies alles führt Overy zu der überraschenden These, dass Adolf Hitler, Mussolini und das japanische Militär nicht Ursache der grossen Krise waren, sondern deren Resultat.

Den Krieg selbst handelt der Autor umfassend in Einzelkapiteln ab, von denen jedes ein eigenes Buch sein könnte: Zivilschutz, Widerstand, Desertionen, Bombardierungen, psychische Probleme, Plünderungen, Gewalt gegen Frauen, Mobilisierung für einen totalen Krieg, Kriegsgefangene. Beim letzten Punkt freilich hat Overy einen blinden Fleck. Er spart nicht nur das Schicksal deutscher Gefangener in der Sowjetunion aus, er spricht auch die westlichen Alliierten von jeder Grausamkeit an deutschen Kriegsgefangenen frei – was nachweislich nicht stimmt.

Ein Verdienst von «Weltenbrand» ist, dass das Buch mit Mythen aufräumt. Ein solcher Mythos ist die «Weltherrschaft», nach der Hitler angeblich strebte. Doch Overy weist dies als westliche Propaganda nach. In Deutschland habe «weder ein kohärenter Plan noch eine gezielte Verschwörung zur Erlangung der Weltherrschaft» bestanden. Vielmehr sei der Krieg ein Resultat von Entscheidungen gewesen, die in London und Paris fielen. Hitler hätte lieber seine Eroberung Polens konsolidieren wollen, doch Britannien und Frankreich seien zuversichtlich gewesen, Deutschland schlagen zu können.

Doppel moral der Alliierten

In diesem Zusammenhang rettet Overy auch die Ehre des britischen Premierministers Neville Chamberlain und seiner bis heute geächteten Appeasement-Politik. Tatsächlich tobte Hitler nach dem Münchner Abkommen, als er erkannte, dass ihm die Westmächte zugestanden, welche Gebiete er annekieren durfte. London und Paris setzten im Umgang mit dem Diktator auf eine Doppelstrategie aus *containment* (Eindämmung) und *deterrence* (Abschreckung) – wie



Verlangen nach Lebensraum: Japanische Soldatinnen üben den Krieg.

sie übrigens die USA nach dem Krieg gegen die Sowjetunion verfolgten.

Ausführlich befasst sich Overy mit der Flüchtlingsfrage. Zur Abwechslung kommt die angeblich hartherzige Schweiz bei ihm ungeschoren davon. Vielmehr schildert er, wie Amerikaner und Briten die Einwanderung deutscher Juden streng quotierten. Mehr als ein Jahr lang wurde die Einreise völlig ausgesetzt, und wer es schaffte, wurde als «feindlicher Ausländer» interniert. Noch schlimmer erging es Juden, die ins britische Mandatsgebiet Palästina flüchteten. In einem krassen Fall wurden sie nackt und ohne Habe zurück auf Schiffe gepügelnt, die Kurs auf die britische Kolonie Mauritius nahmen, wo sie in Lager gesperrt wurden; vierzig Deportierte überlebten die Überfahrt nicht. Zynisch kommentierte Sir John Shuckleburgh vom Kolonialministerium: «Juden haben keinen Sinn für Humor und kein Gespür für Verhältnismässigkeit.»

Erschreckend sind die Parallelen zur Gegenwart, etwa bei der Rechtfertigung des Krieges. In Europa hatten die Alliierten zu Beginn ein Problem mit dem Argument der Selbstverteidigung, denn sie waren ja nicht angegriffen worden. Sie hatten Berlin den Krieg erklärt, nicht umgekehrt. Entsprechend stark musste man Zweck und Ziel des Krieges überhöhen – zu einem Endkampf zwischen Diktatur und

Demokratie, Gut und Böse. Ein Muster, das sich bei jedem Krieg der USA und der Nato der letzten fünfzig Jahre wiederfindet, zuletzt wieder im aktuellen Ukraine-Konflikt. Als Chamberlain im Radio die Kriegserklärung verlas, verkündete er einen Kampf «gegen das Böse». Er sei «sicher, dass sich das Gute durchsetzen wird». Präsident Franklin Roosevelt sprach

Erschreckend sind die Parallelen zur Gegenwart, etwa bei der Rechtfertigung des Krieges.

beim Kriegseintritt der Vereinigten Staaten gar von einer «Reinigung der Welt von uralten Übeln und Krankheiten».

Dieser moralische Grundton war umso nötiger, so Overy, weil er vom unmoralischen Verhalten der imperialen Machthaber in London und Paris ablenken musste. «Die Realität sah 1939 so aus, dass Grossbritannien und Frankreich nicht nur zur Verteidigung des demokratischen Mutterlandes, sondern auch für den Erhalt des jeweiligen Imperiums in den Krieg zogen», beschreibt er diese «unpassende Doppelmoral». Die Propaganda der Achsenmächte stiess mit Vergnügen in diese offene Wunde. So wunderte man sich in Japan, warum eigentlich die britische Herrschaft

über Indien gerechtfertigt sei, die eigene über China aber nicht.

Diese Doppelmoral überlebte das Kriegsende. Winston Churchill, der vermeintliche Ausnahmepolitiker, war zeit seines Lebens davon überzeugt, dass das Empire nie untergehen werde. Der britische Historiker Hugh Seton-Watson beklagte noch in den 1950er Jahren die Entkolonialisierung Afrikas als «Rückfall in die Barbarei»: Die Europäer würden durch «die Ziege, den Affen und den Dschungel ersetzt».

Obwohl Japan in Asien grosse Teile der europäischen Imperien überrannt hatte, obwohl der Krieg die Unabhängigkeitsbewegung in Indien gestärkt hatte, wurde in die Charta der neuen Vereinten Nationen der Passus aufgenommen, dass «Kolonialherrschaft eine innere Angelegenheit» sei, in die sich niemand einmischen dürfe. Frankreich, Britannien, Belgien, die Niederlande hatten sich durchgesetzt.

Diese vier Staaten führten noch zwei Jahrzehnte lang blutige Gefechte um ihre Imperien: Frankreich in Indochina und Algerien, Grossbritannien in Malaysia, Aden und Kenia, die Niederlande in Indonesien. Den Anfang vom endgültigen Ende dieses langen, langen Krieges markierte die Suezkrise 1956, als die USA (im geheimen Einverständnis mit der Sowjetunion) die gerupften und zahnlosen alten Grossmächte en passant stoppten.



Auf der Höhe seines Schaffens: Autor Kirchhoff.

Unentwegte Verspiegelung

Pia Reinacher

Bodo Kirchhoff: Seit er sein Leben mit einem Tier teilt. DTV. 384 S., Fr. 33.90

Ein halbes Jahr nach seinem 75. Geburtstag legt Bodo Kirchhoff ein leises Alterswerk vor, in dem er sich auf der Höhe seines Schaffens zeigt. Es ist einer seiner besten, vielschichtigsten und kunstvollsten Romane geworden. Entzückt lässt man sich von der Geschichte um einen alten, vereinsamten, herzkranken Hollywood-Star, in dessen erstarrtes Leben unerwartet zwei Frauen einbrechen, fortziehen, verführt vom Klang einer elastischen, sinnlich-weichen Sprache – und wacht nach ein paar Tagen der Lektüre als ein anderer auf.

«Seit er sein Leben mit einem Tier teilt» wirft tiefeschürfende Fragen auf, wie sie nur ein lebenserfahrener Autor stellen kann. Und: Sie betreffen jeden. Während inzwischen viele

Autoren zeitgeistige, politisch-korrekte Lehrstücke und Leitartikel in Romanform produzieren, die so schnell vergessen sind, wie sie entstehen, verbindet Bodo Kirchhoff einen geheimnisvollen Plot um den ehemaligen deutschen Hollywood-Darsteller Louis Arthur Schongauer, der in Filmen nur immer den Nazi-Agenten spielte, mit Fragen nach der Liebe, der Abhängigkeit, dem schicksalhaften Verhängnis, der Schuld, der Beziehungsunfähigkeit, den Wunden, die das Leben schlägt, und der Sehnsucht nach Liebe, die niemals zu stillen und niemals zu erfüllen ist – aber trotz allem die Menschen immer wieder auf der Suche nach dem Glück vorantreibt.

Mürrischer Einsiedler

Es ist eine grandiose und insistierende Selbstbefragung, verpackt in eine spannende Dreiecksgeschichte, die sich lautlos entwickelt, zarte Beziehungen illuminiert und am Ende in der inneren Verwandlung aller Akteure implodiert.

Kirchhoff arbeitet mit Bildern und sprechenden Namen. Sein Held heisst Schongauer, eine Anspielung auf den berühmten Colma-

rer Kupferstecher und Maler aus dem 15. Jahrhundert, Schönling und Frauenheld – Alter Ego des deutschen Schauspielers. Schongauers berühmte «Madonna im Rosenhag», die in einem *hortus conclusus* sitzt, ist Symbol der Reinheit und der Jungfräulichkeit, aber auch ein Versprechen auf Erlösung. Auf Erlösung vom fatalen Verhängnis versteckter Traurigkeit hoffen alle Figuren in Kirchhoffs Roman.

Der alte Star hat sich nach dem Unfalltod einer jungen Kostümbildnerin auf dem Set sowie nach dem Tod seiner Frau, einer Tier-

Furios verkehrt Kirchhoff die Rollen seiner Figuren und stellt die Machtverhältnisse auf den Kopf.

fotografin, an einen einsamen Ort in der Nähe des Gardasees zurückgezogen hat. Schon seine Kindheit war belastet: Der Vater, ein GI, verschwand eines Tages und liess eine Mutter zurück, die aus dem Weinen nicht herauskam. Die Beziehungen des Helden sind nicht weniger unheilvoll.

Vieles im Leben von Schongauer liegt im Dunkeln. Die Kostümbildnerin, die den Narren am Nazihelden gefressen hatte, wurde mit seiner Waffe erschossen. Hat sie sich selber umgebracht? Ihr Tod wurde nicht geklärt und brachte den Schauspieler vorübergehend in U-Haft. Auch die schwierige Beziehung zu seiner Frau endet tragisch. Sie wollte um jeden Preis in der gewaltigen Brandung in Dakar schwimmen, während er ihre Ausrüstung bewachte. Sie kam darin um. Ihr letztes Bild hängt im Wohnzimmer Schongauers, ein düsteres Fanal: ein totes Pferd an einem Strand bei Dakar. Es gibt keinen Tag in seinem Leben, an dem er nicht an sie denkt oder sogar glaubt, ihre Stimme zu hören. Und doch war die Ehe unglücklich.

Jetzt ist aus ihm ein trotziger, mürrischer Einsiedler geworden. Er lebt zusammen mit seiner Hündin Ascha ein karges Leben, als er eines Tages von zwei Frauen «heimgesucht» wird. Die 24-jährige Frida, eine Reisebloggerin, strandet beim Wenden mit ihrem Wohnmobil in Schongauers Olivenhain. Wenig später trifft die Journalistin Almut Stein in der Abgeschiedenheit ein. Ihr Mann ist Kardiologe. Sein Lancia, den die Frau fährt, wurde auf der Fahrt zerkratzt und muss geflickt werden.



Schongauer will beide Frauen vertreiben, stellt aber widerstrebend und gleichzeitig seltsam angezogen fest, dass der verkrustete Panzer seines Ichs in ihrer Anwesenheit langsam erodiert, mehr noch: dass er, nach einer Weile, gar nicht mehr ohne die unterschiedlichen Frauen sein möchte. Etwas ist passiert, das ihn auf den Beinen hält, die Erosion in ihm aufhebt und sich über all das Verwüstete legt. Beide Frauen legen den Finger auf die Wunden seines Lebens, was ihn schockiert und fasziniert.

Eine der Raffinessen von Kirchhoffs Erzählstrategie ist die unentwegte Verspiegelung, die alles ständig in einem neuen Licht aufblitzen lässt. Furios verkehrt er unablässig die Rollen seiner Figuren und stellt die Machtverhältnisse auf den Kopf. Frida, die junge Frau, befragt den alten Mann neugierig nach seinem absonderlichen Leben, das er hier offensichtlich führt. Aber ohne dass sie es zu merken scheint, beginnt Schongauer seinerseits, die junge Frau auszufragen. Ihr Vater ist Partner in einer Grosskanzlei, ihre Mutter hat eine eigene Plauderrunde im TV. Was die Eltern zusammenhält, ist ihr gesellschaftlicher Ehrgeiz; und die Angst, dass die Tochter, die ihr Jurastudium abgebrochen hat, es zu nichts bringen wird.

Drei Gestrandete

Auch Almut Stein wird in kurzer Zeit von der Befragten zur Befragten. Schongauer erfährt, dass ihr Mann, der Kardiologe, älter sei als sie. Wenn er abends aus der Praxis kommt, macht er vor allem Sport: Halbmarathon, Calisthenics, Tai-Chi. Am Anfang des Ukraine-Kriegs hat er mit einer jungen Ärztin Medizinbedarf an die Front gebracht. Nach der Rückkehr ist sie seine Geliebte. Almut Steins Lust, zu ihm zurückzukehren, hält sich in Grenzen.

Mit dieser Erzählstrategie entlarvt Bodo Kirchhoff den Zeitgeist, ohne ihn überhaupt zu thematisieren. Je näher sich Schongauer und die beiden Frauen kommen, je mehr sie erzählen, desto deutlicher werden die Brüche, die Verletzungen, die eitlen, gesellschaftlichen Zwänge, die lächerliche Oberflächlichkeit ihres Lebens und die Unfähigkeit auszubrechen. Alle drei sind sie Gestrandete, die nicht weitermachen wollen wie bisher, denen aber die Kraft zur Veränderung fehlt.

Und wieder greift Kirchhoff zu einem dramaturgischen Kniff: Ein gewaltiger Sturm, der die Landschaft in ein grelles, hyperrealistisches Licht taucht, führt zur Zerstörung, aber auch zur Katharsis und Umkehr. Alle drei mischen die Karten ihres Lebens neu. Werden die Frauen Schongauer verlassen? Werden sie bei ihm bleiben? Kann er ohne sie weiterleben? Will er das überhaupt? Wir wissen es nicht. Das Ende ist ambivalent, uneindeutig, enigmatisch. Schongauer wurde erschüttert und ist ein Verwandelter. Er ist jetzt müde und will schlafen. Nur das weiss er.

Zwischen Anpassung und Widersetzlichkeit

Oliver vom Hove

Tobias Lehmkuhl: Der doppelte Erich. Kästner im Dritten Reich. Rowohlt Berlin. 304 S., Fr. 36.90

«Die Zeit ist kaputt!» Diesen Satz legte der Drehbuchautor Erich Kästner im «Münchhausen»-Film dem auf seiner Kanonenkugel bis zum Mond reitenden Baron, gespielt von Hans Albers, in den Mund. Der alarmierende Ausruf musste am 3. März 1943, bei der Uraufführung des ambitionierten Farbfilmprojekts im Berliner UFA-Palast, für Hellhörige überraschend gegenwartsnah geklungen haben: Kurz zuvor war die Schlacht um Stalingrad verloren worden.

Es gab noch andere subversive Passagen in Kästners Drehbuch. In ungewöhnlich klaren Worten grenzt sich der fantastische Hasardeur Münchhausen von seinem Gegenspieler, dem machthungrigen Menschenmanipulator Cagliostro, ab: «In einem werden wir zwei uns nie verstehen: in der Hauptsache! Sie wollen herrschen, ich will leben. Abenteuer, Krieg, fremde Länder und schöne Frauen – ich brauche das alles. Sie aber missbrauchen es!»

Dass ausgerechnet der seit Beginn der Nazi-herrschaft verfemte und mit Publikationsverbot belegte Erfolgsautor Kästner als Skript-Verfasser des Jubiläumfilms zum 25-jährigen Bestehen der UFA auserkoren wurde, hat damals viele überrascht. Aber Propagandaminister Jo-

Kästner verliess das Land nicht. Er wollte Stoff sammeln für einen Roman über die Nazi-herrschaft.

seph Goebbels höchstpersönlich hatte den Verfasser des erfolgreich verfilmten Romans «Emil und die Detektive» für unverzichtbar für sein Prestigeprojekt erklärt und ihm die Arbeit unter Pseudonym ermöglicht.

Politischer Leichtsin

Zehn Jahre zuvor, am 10. Mai 1933, hatte derselbe Goebbels auf dem Berliner Opernplatz dazu aufgerufen, Schriften von für «undeutsch» erklärten Autoren öffentlich zu verbrennen. Unter dem Gejohle einer aufgepeitschten Menge rief Goebbels den Namen Kästner als dritten auf, was der als «Asphaltliterat» Denunzierte aus einiger Entfernung selber beobachten konnte.

Gänzlich überrascht von den Vorgängen konnte er nicht gewesen sein: Ein Jahr vor der NS-Machtübernahme hatte er sich in Briefen in eine Zeit gestellt gesehen, «wo man damit rechnen muss, dass das Schreiben bald nur noch

unter ganz strenger Zensur möglich sein wird». Im Oktober 1934 war es dann so weit: Über Kästner wurde das Publikationsverbot in Deutschland verhängt.

Dennoch verliess er das Land nicht. Er wollte Stoff sammeln für einen späteren Roman über die Nazi-Herrschaft, bekundete er im Nachhinein. Ein triftiger Grund war wohl die Sorge um seine psychisch labile Mutter, für die er sich zeitlebens verantwortlich fühlte. Hauptsächlich aber dürfte es sein politischer Leichtsin gewesen sein, mit dem er als vielbeschäftigter pseudonymer Autor reichlich selbstgewiss durch die Zeit segelte, viel Tennis spielte und etliche Liebschaften absolvierte.

Der 1899 geborene Erich Kästner war in der Weimarer Republik in einer Steilkurve zum überaus erfolgreichen Verfasser von Gedichtbänden, Kinder- und Jugendbüchern sowie Er-



«Manche Theologen sprechen von kommenden schlechten Zeiten, als ob sie sie herbeisehnten.»

Kurt Steinmann

wachsenromanen aufgestiegen. Zuletzt hatte er 1931 mit dem teils autobiografischen Roman «Fabian» einen grossen Leserkreis begeistert. Diesen Status wollte er sich nicht ohne weiteres nehmen lassen. Erleichtert wurde dem Viel- und Schnellschreiber die Fortsetzung seiner einträglichen Tätigkeit nicht nur durch verdeckte Drehbuchaufträge, sondern vor allem durch eine bis 1936 gültige Sondergenehmigung, seine Bücher in der Schweiz drucken zu lassen und in Deutschland zu verkaufen.

Tobias Lehmkuhl folgt Kästner kenntnisreich auf seiner Gratwanderung zwischen Anpassung und Widersetzlichkeit in der NS-Zeit. Der Kollege sei schon «von Temperaments wegen kein Umstürzler», hatte der *Weltbühne*-Kritiker Rudolf Arnheim früh konstatiert. Als Diener der Unterhaltungskunst lieferte Kästner über Strohmänner im Dritten Reich auch der UFA unbekümmert manch leichtgewichtigen Filmstoff.

«Wann wird aus dem, der den Kopf einzieht, ein Wendehals?», fragt Lehmkuhl in seiner gut-recherchierten biografischen Studie, die auch viel Aufmerksamkeit dem in Kästners Werk häufig verwendeten Doppelgängermotiv widmet. Der Autor sei ein Hedonist gewesen, der letztlich nur daran interessiert gewesen sei, den Kopf über Wasser zu halten, resümiert Lehmkuhl. Er habe sich in der NS-Zeit geschickt und nicht ohne opportunistische Zugeständnisse durchgeschlagen, letztlich aber vor den Nazis nicht das Knie gebeugt.

Den Roman über die Nazidiktatur hat Kästner übrigens nie geschrieben. Es war kein Stoff für ihn.



Gesunde Liebe zur Heimatstadt: Zürich.

Gibt es den Zürcher?

Benjamin Bögli

Peter Röthlisberger: Zürich in 100 Geschichten. NZZ Libro. 320 S., Fr. 55.–

Eine Behauptung, die immer wieder zu hören ist und auch in diesem Buch durchsickert, lautet: In Zürich gebe es eigentlich keine echten Zürcher und deshalb auch keinen wirklichen Lokalpatriotismus. Es sind Zuzüger, die zu diesem Schluss kommen. Wahrscheinlich war der Ruf der seelenlosen Polis nicht nur voraus-eilend, sondern so laut, dass sie sich, sobald angekommen, aus Angst, in der Anonymität der vermeintlichen Grossstadt zu versinken, stante pede ihresgleichen anschliessen.

Das sind dann Bündner, Berner, Tessiner, Deutsche, andere Expats oder Aargauer. Im vertrauten Kreis spinnen sie den Mythos des nicht-existenten Stadtzürchers. Vorübergehend gab es Ende der neunziger Jahre an der Langstrasse sogar eine winzige Pop-up-Bar namens «Exil», wo sich Heimweh-Berner mehr oder weniger stumm zuprosteten, während sich im «Corazón» in der Altstadt haufenweise Bündner trafen.

Der Schreibende, der in der Stadt Zürich zur Welt kam, im Zürcher Oberland aufwuchs, um später wieder an seinen Geburtsort zurückzukehren – gewissermassen ein Revenant turicensis –, muss allerdings feststellen, dass in

seinem Bekanntenkreis auch eine stolze Zahl von waschechten Stadtzürchern zirkuliert. Einige von ihnen verbindet sogar eine gesunde Liebe zur Heimatstadt. Zum Glück flammt diese auch im Buch «Zürich in 100 Geschichten» immer mal wieder auf. Nicht zuletzt dank ein paar *Weltwoche*-Mitarbeitern, die ihre Sicht auf die grösste Schweizer Stadt wunderbar darlegen: «Inside Sechseläuten» von Roman Zeller und «Kulinarische Tischbombe» von Oliver Schmuki, um zwei zu nennen.

Die hohe Textqualität zieht sich durch das ganze gewichtige Werk, das immerhin knapp anderthalb Kilogramm wiegt. Dem Herausgeber Peter Röthlisberger, Bündner, Journalist, Historiker und Unternehmer, gelang es, eine riesige Schar von exzellenten Autorinnen

Die hohe Textqualität zieht sich durch das Werk, das knapp anderthalb Kilogramm wiegt.

und Autoren, 73 an der Zahl, anzulocken. Unter anderen verleihen Margrit Sprecher, Willi Wotret, Max Küng, Markus Somm, Bänz Friedli, Res Strehle, Joseph Jung, Jean-Martin Büttner, Daniele Muscionico, Michèle Roten, Michèle Binswanger und Roger Schawinski dem Zürcher Buchprojekt eine ausserordentlich vielseitige Note. Peter Röthlisberger selber verfasste ebenfalls den einen oder anderen Text. Es gibt also einiges zum Schmunzeln und zu erfahren. Wie etwa, dass die Wagner-Fest-

spiele, eine Institution in Bayreuth, geradeso gut auch in Zürich hätten landen können, dass in der Zwingli-Stadt mittlerweile mehr Katholiken als Reformierte zu Hause sind, welches gefährliche Image Zürcher Tramgleise bei Auswärtigen haben oder wie es zu einem unheimlichen Nazi-Treffen im Hallenstadion kam. Eine wunderschöne Bildstrecke von Zürcher Badis und interessante Interviews – sehr lesenswert: jenes mit den Zürcher Politikern Jacqueline Badran und Filippo Leutenegger – machen das Buch durchs Band unterhaltsam.

Auf Alfred Escher folgt Lady Shiva

Die Gliederung, andererseits, glückte nicht immer. Auf das schöne Porträt von Alfred Escher folgt der zwar hervorragend geschriebene, inhaltlich aber völlig anders gelagerte Text über die Altstadt-Prostituierte Irene Staub aka Lady Shiva. Auch dass ausgerechnet ein Artikel über die düsteren Drogentage von Platzspitz und Letten der längste im Buch ist, irritiert. Er ist brillant formuliert, steht aber klar im Schatten der über 700-jährigen Geschichte der Stadt. Zudem fragt man sich, was zum Beispiel der Winterthurer Immobilienkönig und Sammler Bruno Stefani, eine zweifelsohne hochinteressante Figur, in einem Buch über die Stadt Zürich verloren hat. Derweil man wichtiges Zürcherisches vermisst: Texte übers Grossmünster, zum Paradeplatz oder zu Gottfried Keller hätten reingehört. Auch wenn der Titel von Kellers berühmten «Zürcher Novellen» Aug und Ohr jedes Zürchers – einheimisch oder nicht – schmerzt.

Quälerisches Dreiecksverhältnis

Rolf Hürzeler

Annemarie Jaeggi, Jörg Rothkamm (Hrsg.):
Du bist mir Kunst. Der Briefwechsel
Alma Mahler-Walter Gropius 1910 bis 1914.
Residenz-Verlag, 784 S., Fr. 49.90

Die genaue Bedeutung dieser Worte kennt nur das Liebespaar: «Was ich mit Dir in dieser unvergleichlich wonnevollen Nacht durchlebt habe – wird immer hell vor meiner Seele stehen.» Immerhin kann man annehmen, dass die Komponistin Alma Mahler mit dem Architekten Walter Gropius nicht nur Händchen gehalten hatte, bevor sie ihm im Juli 1910 diese Schwärmerei brieflich aus dem österreichischen Tobelbad nach Graz schickte.

Alma Mahler und Walter Gropius hatten sich kurz zuvor während eines Kuraufenthalts ineinander verliebt. Sie war zu diesem Zeitpunkt mit dem schon damals weltberühmten Komponisten Gustav Mahler verheiratet, der fast zwanzig Jahre älter war als sie. Der junge Gropius dagegen stand am Anfang seiner Laufbahn und träumte davon, durch seine Geliebte den Aufstieg in die deutsch-österreichische Kultur-élite zu schaffen.

Aus der ersten Verliebtheit zwischen Alma und Walter entspann sich eine heftige Affäre, die aber nur kurze Zeit verborgen blieb. Gustav Mahler kam ein fehlgeleiteter Brief von Gropius in die Hände, was ihn in tiefe Verzweiflung stürzte. Für Mahler war das Verhältnis eine «Katastrophe», die er in seiner 10. Sinfonie zu verarbeiten suchte. Der Komponist verstarb vor ihrer Vollendung.

Die Dreiecks-geschichte lässt sich anhand dieser Briefsammlung rekonstruieren. Sie enthält die Schreiben von Alma Mahler an den jungen Gropius, nicht aber seine Schriften, die sie verbrannte. Doch sie lassen sich ansatzweise rekonstruieren, denn er pflegte Briefentwürfe zu verfassen, die er ebenfalls aufbewahrte. Die Herausgeber Annemarie Jaeggi und Jörg Rothkamm datieren und kommentieren den Briefwechsel umsichtig.

Im Winter 1910 zogen Alma und Gustav Mahler auf Tournee nach New York. Die monatelange Trennung brachte die erste Prüfung

für das Liebespaar. Die beiden korrespondierten klandestin, damals eine wahre postalische Herausforderung: «Nächste Woche geht Gustav fort, dann gehe ich zweimal ins General Post Office [...] Erhalte Dich schön für mich – wie ein Held zum Siegen.»

Der Brief wird dem jungen Gropius sehr gefallen haben, denn er litt unter der Abwesenheit der Angebeteten: «Will wenigstens etwas von Dir haben, mir genügt nicht das Wissen allein.» Mitunter hat man den Eindruck, dass sich hier zwei Menschen nahegekommen sind, die ihren inneren Reifeprozess nicht ganz abgeschlossen hatten.

Zwei Avantgardisten

Allerdings zeitigte die Affäre für Alma unerwartet erfreuliche Folgen, denn der grosse Gustav Mahler nahm sie als Komponistin endlich ernst, nachdem er von der «Katastrophe» erfahren hatte: «Gustav bat mich gestern, ihm Lieder von mir vorzuspielen, ich tat es. Sie gefielen ihm so gut, dass er mir sofort einige wertvolle Dinge als Lehrer sagte [...].», schrieb



Schwärmerei: Walter Gropius und Alma Mahler.

sie Gropius. Er erläuterte ihr seinerseits seine architektonischen Vorstellungen, etwa von einer weissen Fabrik aus Beton: «Eine grosse reine, reich gegliederte Form durch keine Farbunterschiede und Architektürchen gestört [...]» Die Moderne hatte bei ihm bereits Einzug gehalten. Tatsächlich hielten er und Alma Mahler sich für Avantgardisten. Dazu passte indes ihr beidseitiger Antisemitismus schlecht, der verbürgt ist, aber in den Briefen nur vereinzelt irrlüchert. So verwendet Gropius etwa unbefangen das Wort «arisch».

Noch vor dem Ersten Weltkrieg war die Beziehung so sehr erkaltet, dass sich Alma Mahler dem Künstler Oskar Kokoschka zuwandte. Dann, im Weltkrieg, fand sie zu Gropius zurück. Sie heirateten und hatten eine Tochter, die früh verstarb. Nach dem Krieg kam die Trennung, und Mahler heiratete nach der Scheidung den Schriftsteller Franz Werfel.



Die Bibel

Der Work-Life-Balance-Irrtum

Und sie werden Häuser bauen und darin wohnen und Weinberge pflanzen und deren Früchte essen. [...] Was ihre Hände erarbeitet haben, werden meine Auserwählten geniessen (Jesaja 65, 21f.). – Diese Sätze des Propheten Jesaja beschreiben den paradiesischen Zustand auf der neuen Erde unter dem neuen Himmel. In jenem Zustand wird trotz Jubel und Frohlocken (V.18) auch gearbeitet. Die moderne Work-Life-Balance-Idee suggeriert, Arbeit und Leben seien Gegensätze. Doch gab es Zeiten, wo hienieden die allermeisten Leute achtzig Stunden wöchentlich arbeiteten und dennoch lebten. Das Gegenteil von arbeiten ist nicht leben, sondern verbrauchen und geniessen. Wer jedoch nur verbraucht und geniess, wird unzufrieden, deshalb arbeiten die meisten Leute gerne.

In der Bibel ist die Arbeit kein Übel. Es war Karl Marx, der verlangte, dass «die kommunistische Revolution die Arbeit beseitige». Ein Leben ohne Arbeit ist durchaus denkbar, allerdings nur für eine Minderheit, welche die andern für sich arbeiten lässt. In der griechischen Polis schufteten die Sklaven für die Bürger, damit sich diese den höheren Angelegenheiten widmen konnten. Ebenso schufteten in den kommunistischen Ländern die Proletarier für die Parteibonzen, damit diese sich an gemütlichen Sitzungen räkelten konnten.

Marx würde sich wundern, wie kurz die Arbeitszeiten im Kapitalismus geworden sind. Und weil er erwartete, dass die gewonnene Zeit automatisch für «Höheres» frei wird, würde er sich noch mehr wundern, dass sich die Menschen stattdessen in den schnöden Konsum stürzen. Ein längerer Ruhestand, mehr Freizeit, höhere Renten und Löhne steigern die Nachfrage nach Kreuzfahrten und fördern den Co2-Ausstoss. Der Weg in diese Sackgasse begann mit dem Irrtum, die Arbeit gehöre nicht zum Leben. Die Bibellektüre verhilft zur Klarsicht.

Peter Ruch



«Wo liegt Utopia, wenn nicht in uns selbst?»

Kurt Steinmann

Die Kunst des Suchens

Die meistgespielte neue Oper unserer Zeit ist «Dead Man Walking». Komponist Jake Heggie verrät sein Erfolgsrezept.

Manuel Brug

Jake Heggie: Dead Man Walking.
Mit Susan Graham. Erato

In kaum einer Kunstform wird der Kultur-Clash zwischen Amerika und Europa so deutlich wie in der zeitgenössischen Oper. Hier oftmals das Festklammern an dem Elfenbeinturm einer Sägezahn-Moderne als beinhardt Minderheitenprogramm, dort die Sehnsucht nach grossen, möglichst durch Buch, Bühne oder Film schon vorgekauften Themen in Starbesetzung.

Wenn dann aber so ein neues amerikanisches Werk, durchkalkuliert, perfekt mit sangbaren Emotionen spielend, im alten Europa auf den Hort der Tradition trifft, wird es nicht selten ein heftig akklamierter Erfolg. Auch wenn sich so mancher Neue-Musik-Connoisseur auf die Zunge gebissen haben mag. Ganz besonders oft bei Jake Heggies im Jahr 2000 in San Francisco uraufgeführter, weltweit inzwischen über siebzig Mal nachgespielter Oper «Dead Man Walking», die streng nach dem Tatsachenbuch von Sister Helen Prejean und dem gleichnamigen Hollywoodfilm modelliert ist.

Die Nonne und der Todeskandidat

Der bis dahin vor allem mit Lied-Bestellungen von Opernstars Furore machende Heggie, 63, und sein Librettist, der Erfolgsdramatiker Terrence McNally, gehen nach den Regeln der Gattungskunst vor, sie erfinden sie nicht neu. Da



wird die patente, biedere Sister Helen bei ihrer Gemeinde-Singarbeit gezeigt und dann ihr Weg zum und mit dem Todeskandidaten Joseph de Rocher verfolgt, bis nach Verurteilung und abgelehnter Begnadigung die letale Spritze ihre Wirkung tut. Erst im Angesicht der Todesbahre gesteht dieser den Mord an zwei Teenagern – das Warum interessiert kaum. Für das amerikanische Publikum ist das Für und Wider um die Todesstrafe, um Sühne und Vergebung, in den Mittelpunkt gerückt. Bis die *sister* am Ende ihren Gospel neu anstimmt.

In der höchst sangbaren Partitur wird grösster Wert auf Verständlichkeit des meist parlandoartigen Textes gelegt, der immer Vor-

Heggie komponiert weitgehend Stimmungsmusik, die das Gesagte unterstreicht und verstärkt.

rang hat. Heggie komponiert dazu weitgehend Stimmungsmusik, die das Gesagte unterstreicht und verstärkt, selten sich ins Opernhafte weitet, wie im Quintett zwischen den beiden auf Vergeltung sinnenden Elternpaaren und der Todesbegleiterin oder in einigen Soloszenen. Selbst das Pathos ist begrenzt, alles bleibt geschickt manipulierende Oberfläche, dringt selten tief. Seltsamerweise fand sich bisher keines der Schweizer Opernhäuser bereit, dieses gesellschaftsrelevante Musiktheater nachzuspielen.

Doch der Erfolg war, auch wegen des Themas, nicht absehbar, sagt Jake Heggie im Gespräch, der sich seither kompositorisch enorm weiterentwickelt hat, aber seinem Anliegen treu geblieben ist, ganz besonders für Sänger zu schreiben: «Natürlich haben wir alles versucht, ein wichtiges Thema, bekannt aus Literatur und Film, so professionell und zugänglich wie möglich aufzubereiten. Aber man kann Erfolge nicht backen. Als er sich dann einstellte, wollten alle das Stück haben. Nach der Premiere gab es viele Anfragen – nur natürlich nicht von der Metropolitan Opera, in deren Spielplanpolitik zeitgenössische Oper eher als Verlegenheitslösung



Höchst sangbar und immer verständlich:

auftauchte. Doch inzwischen haben sich offensichtlich die Rezepturen geändert ...»

Denn eben wurde dort «Dead Man Walking» dann doch als erste wichtige Premiere der Saison gespielt. «Zwar gab es ja das Werk schon an der inzwischen abgewickelten New York City Opera», erzählt Heggie, «sogar ebenfalls mit der grossartigen Joyce DiDonato, als ihr dortiges Bühnendebüt vor nunmehr auch schon 21 Jahren. Aber in der Met gespielt zu werden, in diesem ikonischen Haus, ist für jeden amerikanischen Komponisten etwas sehr Besonderes.»

John «Jake» Stephen Heggie wurde 1961 in West Palm Beach, Florida, geboren. Im Alter von sieben Jahren begann er mit dem Klavierunterricht. Als Teenager studierte er privat Komposition, später auch an der University of California. Nach seinem Abschluss 1988 tourte er als Pianist, bis er wegen einer fokalen Dystonie in der Hand nicht mehr spielen konnte. Danach schlug Heggie eine Karriere in der Öffentlichkeitsarbeit ein, die ihn 1994 an die San Francisco Opera führte. Dort befreundete er sich mit der



Oper «Dead Man Walking».

Mezzosopranistin Frederica von Stade, die ihn neuerlich zum Komponieren ermutigte.

Nicht nur für eine Kehle

Generaldirektor Loftie Mansouri gab ihm dann den Auftrag für seine erste Oper, die bis heute mit Produktionen auf fünf Kontinenten das meistaufgeführte neue Musiktheaterstück der letzten zwanzig Jahre ist. Weitere Opern folgten, darunter «The End of the Affair» (2004), «Three Decembers» (2008), «Moby Dick» (2010), «Great Scott» (2015), «It's a Wonderful Life» (2016) und gerade eben «Intelligence». Ausserdem komponierte Heggie über 300 Lieder, Kammermusik- und Orchesterwerke.

Über sein Erfolgsrezept sagt Jake Heggie: «Es ist interessant, wie flexibel die Oper doch ist, dass sie sich den unterschiedlichsten Sängerpersönlichkeiten anpasst, diese aber auch herausfordert. Jeder Sänger ist anders, jeder Regisseur hat eine andere Sichtweise. Das ist freilich etwas, was ich mit meiner Kompositionsweise für Sänger immer wieder erlebt habe. Ich

kenne viele meiner Protagonisten schon vorher sehr genau. Ich weiss also, wo ihre Komfortzone liegt. Darin bekommen sie schöne Dinge zu tun, aber ich fordere sie meist auch ein wenig heraus, so dass sie stressfrei über sich hinauswachsen können. Und die Sänger danken es mir, weil sie sich gut fühlen. Und dann oft schon nach weiteren Rollen fragen oder Vorschläge für neue Werke haben.»

Umgekehrt weiss Jake Heggie aber auch, dass es gefährlich ist, für eine ideale Sängeresetzung zu schreiben. Denn eine Partie soll ja nicht nur in eine Kehle passen: «So lasse ich immer etwas Platz und Freiraum, dass sich auch die Interpreten, die nach meinen Lieblingsprotagonisten folgen, darin einrichten können. Und ich lerne auch von ihnen bei den weiteren Produktionen. Ich gebe nicht vor, alles über Oper zu wissen. Selbst nach so vielen Stücken bin ich immer noch ein Suchender und Fragender. Und ich freue mich über die Informationen jedes Sängers, Regisseurs, Dirigenten, Musikers.»

Jedes Kunstwerk ist wie eine Fotografie oder der Stempel seines Schöpfers zu einem bestimmten Zeitpunkt. Und das sei richtig und wichtig so, findet Jake Heggie. Natürlich sind heute seine Harmonien ausgepicht, er traut sich mehr, kann das Handwerkliche besser. Aber er ist immer noch sehr zufrieden mit seinem Erstling. Und die Theater, die Sänger und das Publikum sind es offensichtlich auch.

«Im Lauf meiner Karriere war eine wichtige Erkenntnis, loslassen zu können, ein Werk als fertig zu betrachten und es seinen Weg gehen zu lassen», sagt Heggie. «Ich möchte mich doch auf die nächste Herausforderung konzentrieren können. Ich will auch meine

«Die Sänger danken es mir, weil sie sich gut fühlen. Und fragen dann oft nach weiteren Rollen.»

Werke nicht übertrumpfen, sondern mich fortbewegen zu etwas anderem, das mich ganz anders inspiriert. Heute wäre «Dead Man Walking» natürlich ein ganz anderes Stück, weil ich mich – hoffentlich – entwickelt habe. Aber diese Oper ist immer noch ein schöner Schnapsschuss von mir als Künstler in genau jenem Moment, als sie entstand. Ich bin dafür extrem dankbar. Und die Oper hat immer noch eine tolle Resonanz.»

Spioninnen im Bürgerkrieg

Seine Themen findet Jake Heggie übrigens «meist zufällig». Oft erzählt ihm jemand etwas, was ihn interessiert. «Bei meinem jüngsten Werk, «Intelligence», das Ende Oktober an der Houston Grand Opera herauskam, war es vor acht Jahren die Begegnung mit jemandem bei einer Veranstaltung in der Washingtoner Smithsonian Institution. Ich war gerade mit drei Werken gleichzeitig beschäftigt und hörte mal wieder, wie schon sehr oft, diesen Satz: «Ich glaube, ich habe eine tolle Idee für Ihre nächste Oper.» Aber diesmal erfuhr ich von Frauen, die im Bürgerkrieg als Spioninnen für die Nordstaatler arbeiteten, auch die Namen. Und das hat mich sofort gepackt. Als hingegen die Houston-Oper speziell ein Weihnachtsstück bestellte und ein paar Vorlagen nannte, habe ich abgewinkt. Dann dachte ich darüber nach: Welche Weihnachtsgeschichte ist populär und hat etwas Opernhafes? So kam ich schnell auf «It's a Wonderful Life», denn auch in der Oper wollen sich oft Menschen das Leben nehmen.»

Zurzeit sitzt Heggie wieder an drei Stücken gleichzeitig – an zwei intimeren Einaktern und einem grossen sinfonischen Werk mit Solisten und Chor: «Und auch über die nächste grössere Oper denke ich nach, aber es gibt noch nichts Konkretes, eine Komödie wäre wieder mal schön. Damit würde ich in dieser Weltlage gern die nächsten Jahre verbringen.»



„Das waren noch Zeiten, als du dich früher sportlich von Liane zu Liane geschwungen und mit Krokodilen gekämpft hast...“

Fernsehen

Chlausen und belehren

Daniela Niederberger

SRF bi de Lüt – Familiensache. 5. Januar, 20.05 Uhr. SRF 1

Nach dem Auswanderer-Hit «Auf und davon» hat das Schweizer Fernsehen ein neues Format gefunden, in dem man seinem Voyeurismus auf gesittete Art frönen kann. Das kann rührend sein oder peinlich.

In Urnäsch darf der zweijährige Emil zum ersten Mal beim Silvesterchlausen mitmachen. Jetzt schauen wir, «ob me no irgendwo e Schelleli fünded», sagt Papi Andreas. Der Grossvater ging fünfzig Jahre lang als schöner Chlaus mit aufwendiger *Huube* von Haus zu Haus. Jeden Abend arbeitet die Familie am Kostüm. Andreas ist sich sicher, Emil habe es «im Bluet ine, da Chlause». Herzig, schön gemacht, informativ.

In einem Slum in Lima, der Hauptstadt von Peru, entsteht eine Schule für die Ärmsten. Miriam und Carlos Bernales haben vor Jahren ein Hilfswerk gegründet, die Gelder fliessen aus der Schweiz. Die Schulen in Lima seien schlecht oder teuer, sagt Miriam Bernales. Sie wollen günstige Tarife anbieten – aber nur, wenn die Eltern spüren: Sie müssen Kurse besuchen, in denen der Umgang mit Geld und die richtige Erziehung gelehrt werden. Später sieht man Miriam auf Hausbesuch bei einer Mutter, die sie «echli intensiver» begleitet. Ihr Mann sei übergriffig gewesen, jetzt zieht sie ihren Buben allein gross – mit den Ratschlägen von Miriam, die in der Schweiz Sozialarbeit studiert hat. «D Miriam git de Seledonia Sälbstvertroue», sagt der Erzähler. Das alles kommt so paternalistisch rüber, dass man nur schwer hinschauen kann.

Der dritten Familie möchte man bei ihrem grossangerichteten China-Restaurant-Projekt nur viel Glück wünschen.

Film

Rache des Imkers

Wolfram Knorr

The Beekeeper (USA 2024) von David Ayer. Mit Jason Statham, Jeremy Irons, Michael Epp, Minnie Driver

Hollywoods Konstante ist ein Roulette mit Wiederholungen. Es rotiert besonders intensiv beim kurzweiligsten Augenfutter, dem Action-Genre. Von Chuck Norris, Dolph Lundgren, Charles Bronson über Arnold Schwarzenegger, Sylvester Stallone bis Bruce Willis, Tom Cruise, Clint Eastwood, Keanu Reeves und Vin Diesel reicht die Artenvielfalt dieser rasenden Rolande, die Kerle verkörpern, die einst bei supergeheimen Organisationen ihr Handwerk lernten – was sie allen illegalen wie legalen Institutionen gegenüber immer überlegen macht.

Sind sie im Ruhestand, sollte man sie nicht reizen, sonst sind diese Ein-Mann-Unternehmen zu verheerenden Verwüstungen fähig. Um das Interesse an den «Reinigungs»-Exzessen nicht abebben zu lassen, wird die Krawall- und Karambolage-Artistik zu immer verrückteren Spektakeln hochgeschraubt. Und damit sich diese Destruktions-Triumphalmen voneinander unterscheiden, tragen die Rammböcke verschiedene Namen: Rambo, John Wick, Jack Reacher, Terminator, Mr. Majestyk et cetera.

Das Roulette also dreht sich und dreht sich und hat einen neuen Krawallier ins Spiel gebracht, den gebürtigen Briten Jason Statham. Mit 56 ist auch er nicht mehr der Jüngste, aber neben den Methusalems Stallone, Schwarzenegger und Co. in «The Expendables 4» aus dem vergangenen Jahr wirkt er wie ein Jungspund.

Statham verfügt über etwas, was die Mehrheit der Herkulesse nicht hat: Ironie.

Und das ist Absicht. Denn der Brite mit der Reibeisenstimme und dem Reibeisen-Charme soll als neuer Adrenalin-Heros ein bisschen jugendliche Frische in das Revier der wilden Kerle bringen.

Da längst Action-Choreografen, Trickspezialisten und Stunt-Choreografen Regie und Handlungsverlauf der filmischen Feuerwerke bestimmen, ist folglich auch nicht Schauspielkunst gefragt, sondern eine natürlich wirkende Aggressivität, ein markantes Aussehen, ein schniger Körper und ein latent bedrohlich wirkender, aber in sich lässiger Gang. Von all dem hat Statham reichlich. Und zusätzlich verfügt er über etwas, was die Mehrheit der Herkulesse nicht hat: Ironie. Als

Mr Brit-Pop reüssierte er in «Fast & Furious 6» (2013) als Kontrast zu Toretto (Vin Diesel). Mit Hightech-Sperenzchen hält er sich nicht gross auf. Bodenständigkeit und staubtrockener Humor, gepaart mit sehr coolem Sex-Appeal, sind sein Markenzeichen.

Das brachte den «Expendable»-Drehbuchschreiber Kurt Wimmer dazu, Statham für seinen jüngsten Kracher in einen extra bizarren «Dornröschenschlaf» zu versetzen: Er macht ihn zum honigsüssen Imker. «The Beekeeper» kokettiert aber (raffiniert!) auch mit dem Zeitgeist, mit den Landwirtschafts- und Artenvielfaltsproblemen und der Bienengefährdung. Von Wilhelm Busch («Fliege, liebe Biene, fliege / über Berg und Tal / auf die Blumen hin und wiege / dich im Sonnenstrahl») bis zur Biene Maja geht's bei der Biene um ein ins Romantische summendes Lebewesen.

Wenn die Bienen im Sonnenlicht um den Imker Clay (Jason Statham) tanzen, ist Mrs Parker (Phylicia Rashad) entzückt. «Es war alles nur noch Unkraut», schwärmt sie, «und



Der Imker als Adrenalin-Heros:

Sie haben mit den Bienen der Landschaft wieder Leben eingehaucht.» Clay hat sich in Mrs Parkers Idylle zur Ruhe gesetzt. Doch leider – wie immer – ist das Glück nicht von langer Dauer. Die nette Lady wird Opfer eines üblen Betrugs, der sie um ihr komplettes Vermögen und schliesslich um ihr Leben bringt. Clay kann es nicht fassen. Die Welt bleibt schlecht, er muss wieder ran.

Heavy-Metal-Kohlhaas

Die Idylle zähneknirschend hinter sich lassend, mit schneidigem Gefangene-werden-nicht-gemacht-Gesicht, taucht er wieder in die urbane Hölle der Verderbnis ein. Erst mischt er das Callcenter auf, das die arme Frau abzockte, dann dringt er immer tiefer ins kalte Herz der Organisation vor, der Jeremy Irons vorsteht. Bald wird auch die Staatsgewalt aktiv, um diesen Heavy-Metal-Kohlhaas in die Schranken zu weisen. Doch Clay mit seiner geheimen Vergangenheit will Gerechtigkeit und fräst sich wie eine Kettensäge durch sämtliche Hierar-

chien und Institutionen. Das ist alles bekannt, macht aber Spass – wie im Kasperletheater, wo jede Figur unverwechselbar ist und jeder genau weiss, wer da mit der Klatsche hinter Kasperle tritt. Im Summen der Bienen schwingt Aggression mit, sobald sie gereizt werden. Der Imker ist nicht nur Heger und Pfleger der Honigbienen, sondern auch der simplen Gerechtigkeit: Also kennt Clay keine Gnade.

Zum Vergnügen des Rachefeldzugs gehören natürlich auch die *bad guys*; zu Piktogrammen reduziert, unübersehbar wie Verkehrszeichen. Feines Outfit, grau meliert, geschmeidig: der Drahtzieher! Kantig, grob, fies: die Handlanger! Und alle sind sie immer richtig positioniert, umzingeln Clay so, dass er sie mit allen Gliedmassen rotierend wie ein scharfgezacktes Sägeblatt niedermähen kann, dabei unermüdlich das Crash- und Brutalitätslevel steigierend. «Beekeeper» hat das in den USA inzwischen Ärger mit unerwünschter Aufmerksamkeit eingebrockt: Die Behörde erhöhte die Altersfreigabe auf 17 Jahre.



Schauspieler Jason Statham.

Songs für die Ewigkeit



The Beatles: While My Guitar Gently Weeps

Der stille Beatle George Harrison hatte neben dem Powerblock Lennon/McCartney einen sehr schweren Stand. Aber der Juniorpartner mutierte gegen Ende der «Fab Four» plötzlich zu einem Giganten. Mit «Something», das sogar Frank Sinatra und Elvis sangen, und dem heute als Nummer eins gestreamten «Here Comes the Sun» schrieb Harrison Song-Geschichte der oberen Klasse.

Die grandiose Reifeprüfung erfolgte auf dem weissen Album mit «While My Guitar Gently Weeps». Geschrieben nach seiner Rückkehr aus Indien, wo die vier sich in transzendentaler Meditation geübt hatten.

Im Aufnahmestudio gab's am Anfang Probleme. Selbst nach 28 Takes war George Harrison nicht zufrieden. Er selbst spielte bei den Aufnahmen Leadgitarre und übernahm den Leadgesang, John Lennon spielte E-Gitarre, Paul McCartney Piano, und Ringo Starr war an den Drums.

Vielleicht waren nicht alle Beatles mit ganzem Herzen bei der Sache. Das änderte sich, als Harrison seinen Freund Eric Clapton ins Studio einlud. Dieser lehnte aber zuerst mit den Worten ab: «Nobody ever plays on Beatles records.» Harrison erwiderte: «So what? It's my song!»

Mit Clapton bekam die Nummer dann diesen tänzelnden, bluesigen Power-Balladen-Touch, den wir heute kennen und lieben. Die einmalige Samtstimme des Komponisten: «I look at you all / See the love there that's sleeping / While my guitar gently weeps», macht dann alles klar.

PS: Unbedingt die Live-Version mit Prince, Tom Petty und Steve Winwood auf Youtube anklicken. Ein Tribut der Sonderklasse an diesen ewigen Song.

Chris von Rohr



Kreativ wie stets: Züri West mit Sänger Lauener.

Pop Neue Perlen vom «geile Siech» Mathias Haehl

Züri West: Loch dür Zyt. Sound Service

«Es gibt leider keine Konstanz mehr. Ich frage mich manchmal: Wer war ich gestern, wer bin ich heute?» Züri-West-Sänger Kuno Lauener, 62, hadert mit seinem Schicksal: Anfang 2021 gab er bekannt, an multipler Sklerose zu leiden, einer unheilbaren, schweren Autoimmunkrankheit. Deswegen wird seine Berner Band nicht mehr live auftreten – ohne ihren charismatischen Frontmann ist die Rockgruppe nicht vorstellbar.

Zwar werden sie nie mehr vor 20 000 Menschen spielen oder wie beim gescheiterten Versuch, Deutschland zu erobern, in Klubs vor zehn bis zwölf Tanzenden. «Das Rock-'n'-

*Es sind anrührende Texte,
die Musik hält sich bescheiden
im Hintergrund.*

Roll-Leben ist eine blöde Sache», sagte Lauener vor 22 Jahren ernüchert im schonungslos ehrlichen Dok-Film «Züri West – am Blues vorus». Der «Bubentraum vom Berühmtwerden» blieb auf die Heimat beschränkt. Doch man richtete es sich über vier Dekaden bequem ein, und Kuno singt weiter, etwa, «dass stärke so luschi-

gig cha sii» im Song «Blätter gheie». Ab Konserve zwar nur, doch es ist wunderbar.

Lauener und seine Band waren im Studio kreativ wie stets. Auf «Loch dür Zyt», Album Nummer vierzehn in vierzig Jahren, vereint das Team dreizehn kurze Songs, karg instrumentiert, über denen stets Kunos helle, dominante und mittlerweile doch etwas brüchige Stimme schwebt. Lauener: «Meine Stimme war immer mehr oder weniger ein Ärgernis.» Aber sexy. Bob Dylan und Tom Waits können ja auch nicht singen.

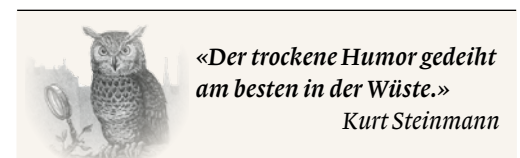
«Suberi Büz»

Die melancholischen und nachdenklichen Texte gehen tief und bewegen sehr. Die Liebe bleibt das grosse Thema, wie schon im Überhit «I schänke dr mis Härz» von 1994. In «Blueme, Tier & Vögu» umschwärmt Kuno Lauener seine schlafende Liebste. Berührend auch die schunkelnde Liebeserklärung an die Schlafstatt im Frostschutz-Coversong «Im Bett», das Loblied ans Verschwinden («Vanishing Act») oder eine schnelle Verbeugung vor dem grossen Ford Mercury – die Cruising-Antithese zum kleinen, potenten Mustang – in «Mercury Blues».

Überhaupt hört man hier eine herrliche Musik zum Autofahren und Wegträumen von regnerischen Tagen. So wie die Perlen zum Cruisen von Bruce Springsteen, Tom Petty oder J.J. Cale. Erinnerungen werden auch an die Zeitlupenbilder der «Twin Peaks»-Serie von David Lynch wach: Dessen Soundtrack-Schreiber Angelo Badalamenti, der 2022 verstarb, bekommt seinen verdienten Kotau mit «Badalamenti am Klavier».

Es sind anrührende Texte, die Musik hält sich bescheiden im Hintergrund. Klar, Lauener ist ein begnadeter Wortschmied, der zugegeben hat, sich durchaus auch einen Gedichtband zuzumuten. Wie wunderbar sec ist das Bild, mit dem er die Corona-Quarantäne auf den Punkt bringt: «Halb Europa i de Finke». In bequemen Hausschuhen am Küchentisch stellt man sich den angeschlagenen Kuno vor, der einst auf Bühnen beim Aufknöpfen knallbunter Hemden oder im T-Shirt mit dem Aufdruck «geile Siech» seine Fans *giggerig* machte. Wie gefühlig er geworden ist, gestand er in einem Radio-interview: «Ein Song wie «Blätter gheie» macht mich emotional fertig, weil er so melancholisch instrumentiert ist.»

Küse Fehlmann, 60, ist mit Lauener das letzte noch in der Band verbliebene Gründungsmitglied. Der Gitarrist und Songschreiber, der an der Hochschule der Künste Bern unterrichtet, sagt: «Kuno ist ein Kämpfer.» Das weiss er seit vierzig Jahren. Und die beiden denken gerne an den Anfang zurück: An der Silvesterparty 1983 im Gasthof «Sternen» in Worb spielten sie als Sweet Home Pyjamas Rock-Covers. Im Februar 1984 gründeten sie Züri West. In Bern wurden Zaffaraya und Reithalle von einer aufbegehrenden Jugend besetzt; da gab es viel zu besingen und noch mehr Wut.



«Der trockene Humor gedeiht
am besten in der Wüste.»

Kurt Steinmann

Heute bleibt alles im Symbolisch-Vagen, wenn Lauener von einer «Idee» singt, die zwischen Reissnagel und Wand auf einem Notizzettel ihr Dasein fristet. Ein Dasein voller Zweifel. So wie Lauener selber, der jetzt singt: «I ha ke Ahnig wie's jitz witergeit / öb öpper e Plan het – e konkrete.» Immerhin, er hat erneut abgeliefert, und zwar so, wie er es immer von seiner Band forderte: Er wollte «suberi Bütz».

Bleibt der selige Wunsch, es möge irgendwann weiteres Songmaterial folgen. Kuno bekräftigt die Hoffnung: «Zettel mit Textfragmenten hat es jedenfalls noch viele in meinem *Büroli*.»

Architektur Nicht mehr bauen

Köbi Gantenbein

Vittorio Magnago Lampugnani:
Gegen Wegwerfarchitektur.
Wagenbach TB. 128 S., Fr. 27.90

Vittorio Magnago Lampugnani ist emeritierter Professor für Architektur an der ETH Zürich, Charme trägt sein Reden, profundes Wissen prägt seine Haltung. Er ist Autor von zwei Dutzend Büchern, darunter zwei herausragende zur Geschichte der europäischen Stadt. Jüngst hat er den Essay «Gegen Wegwerfarchitektur» geschrieben

– wortreich und unterhaltsam fordert er auf 120 Seiten: «dichter, dauerhafter, weniger bauen». Freilich hat er recht, denn es wird weltweit gebaut, als würde morgen der Zement verboten, und der ist ja in besonderem Mass an der Klimalast des Bauens beteiligt. Lampugnani stellt denn auch eine Sündenliste auf, vom Bodenverbrauch über den Konsumismus bis zum Einfamilienhaus, von falschen Materialien über falschen Luxus bis zur falschen Eitelkeit der Architekten. Und wie der Kanzelredner am Sonntag zu den Sünderinnen, so spricht Lampugnani: «Kehret um, bauet weniger!» Alle denken, dass der Pfarrer wohl recht hat, und gehen ihres Weges.

Täter, Komplize, Opfer

Gewiss, dichter bauen, sparsam sein, die Ansprüche senken – alles ist klug, und Lampugnani illustriert die Forderungen mit anregenden Ausflügen in die Geschichte. Aber sein Katalog von allem und jedem ermüdet. Die Natur- und Technikwissenschaften ruhen auf Theorien, die laufend mit Modellen, Messmethoden und einer eigenen, präzisen Sprache verfeinert werden und dem Tun der Menschen in den Labors das Gelände geben. Die Sozialwissenschaften türmen weitverästelte Theorien auf, mit denen

sie Zukünfte abschätzen, ja lesen wollen. Anders die Architekturtheorie. Zornig drechselt Lampugnani Werturteile und hat wenig Musse für Analyse.

Ich möchte aber nicht nur wissen, dass etwas missraten ist, sondern auch, wer warum mit welchem Profit dafür gesorgt hat. Der Autor hat viel Freude an den ruhmreichen Taten des eigenen Fachs, er knüpft sie aber nicht an die Gesellschaft, die er ja verändern will. Er bindet seine Beobachtungen und seine Kritik nicht an die reiche Theorie zum Beispiel der Soziologie, die darlegt, warum etwas ist, wie es ist, und wie es anders werden kann. Die paar Schlenker zu Karl Marx sind zwar richtig, aber zu wenig.

Und so bleibe ich ratlos, warum so wenig Dauerhaftes gebaut wird, warum der Konsumismus die Welt verändert, warum die Architekten so eitel sind, warum die Städte in der Schweiz wegen der hohen Mieten für viele unbewohnbar werden, so dass sie in die wuchernenden Agglomerationen fliehen. Und ich weiss nicht, wer das alles wie ändern könnte.

So ist auch Lampugnani's Katalog dessen, was anders werden muss, flottes Moralisieren. «Sparsam?» – ja-woll!, «dichter» – freilich.

«Nur noch renovieren, nichts mehr neu bauen» – bravo! Er skizziert, was in den letzten dreissig Jahren gesagt worden ist, aber er geizt mit Ideen, wie all die Weisheit gesellschaftlich und politisch tragfähig werden könnte.

Dafür wäre nötig, darzulegen, wer warum mit welchen Mitteln Täter ist, wer Komplize und was der Spielraum der Opfer ist. Und wie harthörig die Architekten auf Lampugnani's

Zornig drechselt Lampugnani Werturteile und hat wenig Musse für Analyse.

Appelle reagieren, zeigt auch seine Arbeit als praktischer Baumeister. Das Werk seines Büros führt vom Novartis-Campus in Basel über grosse Überbauungen in der Agglomeration bis zu einem Klotz in Zürich-West. Alles erlesene, zeitgenössische Architektur mit weltmännischem Flair – das «Nicht-mehr-Bauen», die «Kreislaufwirtschaft» oder das «Um-statt-Neubauen» aber haben ein Schattenplätzli.

Köbi Gantenbein war langjähriger Chefredaktor der Architekturzeitschrift *Hochparterre*.



«Kehret um!»:
Architekt Lampugnani.

Jazz Eine Nacht in Lugano

Peter Rüedi

Oscar Peterson Trio (Ray Brown, Ed Thigpen):
Con Alma. Live in Lugano 1964.
Mack Avenue MAC 1207

Oscar Peterson (1925–2007) war ein Satansbraten von einem Jazzpianisten. Sozusagen im Wortsinn, insofern, als sein Virtuositentum nicht von dieser Welt zu sein schien. Immer wieder mal erinnert er mich an eine Anekdote, die von Franz Liszt kolportiert wird. Der soll als Zehnjähriger in der Pariser Musikalienhandlung Pleyel einst «das Schwierigste» verlangt haben, was an Noten greifbar sei; dann setzte er sich an einen der Flügel und haute es vom Blatt in die Tasten. Worauf das Personal vor solchem Teufelswerk entsetzt die Flucht ergriff.

Mit Partituren hatte Peterson eher weniger zu tun. Er war ein Improvisator, und in seinem Fall hiess das auch, er swingte «wie der Teufel». Genauer, er verband die primäre Qualität des älteren Jazz-Idioms, des Swing, mit den halbrecherischen Phrasierungen des Bebop. So wurde Peterson für den Impresario Norman Granz, der seine Karriere wie kein anderer beschleunigte, zum Mann für alle Gelegenheiten. Zum gemeinsamen Nenner zwischen den Stilen.

Allerdings: Peterson's Virtuosität hatte ihre Kehrseite. Hinter ihrem Faszinosum lauerte ein Glaubwürdigkeitsproblem. Obwohl die Kritiker (darunter auch Prominenz wie Miles Davis) ihrerseits übersahen, dass er keineswegs nur ein Meister des fingerbrechenden Highspeed-Swing war, sondern auch ein einfühlsamer Balladier; nicht nur eine expansive Rampensau, sondern auch ein subtiler Begleiter.

Die zweite CD, die das US-Label Mack Avenue innert kurzer Zeit aus Beständen von Schweizer Radiostationen zutage fördert (nach einem Zürcher Konzert von 1971), der Live-Mitschnitt eines Auftritts in Lugano aus dem Jahr 1964, präsentiert uns (mit Ausnahme des Standards «My One and Only Love») allerdings eher den brandheissen Hochdruck-Improvisator Peterson. Selbst in «Waltz for Debby», einer Komposition des ihm ganz entgegengesetzt innigen Piano-Poeten Bill Evans, geht sein artistisch expansives Temperament fast mit ihm durch. Allerdings hatte er im Trio, das so gerade noch ein Jahr bestehen sollte, mit dem Bassisten Ray Brown einen Partner, der fast seit den Anfängen (1951) sein Fels und sein Anker war. Zusammen mit dem Drummer Ed Thigpen war das eine nahtlos zusammengewachsene Rhythmik. Das hiess für den Dritten: *He can do no wrong*. Auch für einen, der sonst keine Zweifel aufkommen liess, wer im Trio der Chef war.



«¿Por qué yo? ¿Por qué yo?»: Pilger am Monserrate in Bogotá, Kolumbien.



UNTERWEGS

Wie ein geschlagener Hund

Alberto Venzago

Ich bin in Kolumbien. Bogotá liegt auf 2640 Metern über dem Meeresspiegel. Es ist kühl. Die Luft dünn. Meine Fotoausstellung wird nach Wien in Bogotá gezeigt. Inklusive Filmvorführungen. Die Schweizer Botschaft übernimmt die Schirmherrschaft. Plakate sind gedruckt: «Voodoo: Mounted by the Gods».

Alain, Jefe de Misión Adjunto Primer Secretario der Schweizer Botschaft, und ich warten am Fracht-Flughafen, doch das schwere Tor schliesst krachend, ohne meine Holzkisten mit der fertigen Ausstellung ausgespuckt zu haben.

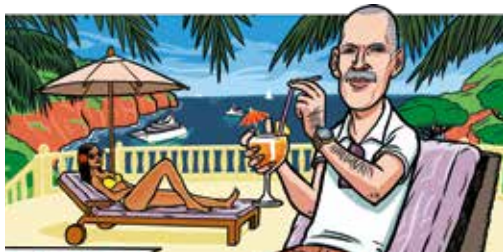
Zwei Monate später stehen wir wieder am gleichen Ort. Diesmal klappt's. Die Galerie ist ein Haus aus dem 18. Jahrhundert, nur Kerzenlicht, alle Frauen in Weiss wie die Voodoo-Priesterinnen in Westafrika. Eine lokale Band spielt Reggae, und es wird ausgelassen getanzt. Die afrikanischen Götter sind hier keine Unbekannten. Die Unterdrückten sind keine schwarzen Sklaven, aber ebenso Ausgebeutete auf der untersten Sprosse der Lebensleiter. Ein gnadenloses Regime der weissen Oberschicht kämpft gegen die Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia (Farc). Und gegen die Mehrheit der Bevölkerung.

Am nächsten Tag wandere ich mit 100 000 Pilgern sechs Stunden lang den Berg hoch. Zum «Baum der Vergebung». In den Armen-siedlungen hier oben haben die Farc ihre Kindersoldaten rekrutiert. Viele Eltern weigerten sich, ihre Kinder den Farc abzutreten. Zur Abschreckung und Einschüchterung wurden Hunderte aufgehängt. Es gab Tage, so die Dorfbewohner, an denen sie bis zu zehn Kinderleichen vom Baum runtergeholt haben.

Wieder befinde ich mich in dieser Luftblase meines Berufes: schnell in eine absurde Welt eintauchen, zwei Wochen später privilegiert mit dem Swiss-Ticket zurück in die Schweiz fliegen. Eine Art Kurztrip in die Hölle. Jetzt stehe ich mit einer kleinen Kamera vor dem Baum. Die Pilger haben für jedes tote Kind ein kleines Holzkreuz in die Rinde geschlagen. Ich fühle mich fehl am Platz. Plötzlich taucht eine Madonnenstatue auf. Ein Vater geht auf sie zu und beschimpft sie, die selber einen Sohn verloren hat. «¿Por qué yo? ¿Por qué yo?» Das Bild vor dem Objektiv erschreckt mich. Es wird später neuen Fotos Platz machen müssen. Doch dieses wahre Bild hat sich in meine Seele gefressen. Und wird bleiben.

Heftiger Regen setzt ein. Die Gebirgszüge der Cordillera Oriental verschwinden hinter Wolken-schleiern. Ich schleiche mich wie ein Hund davon und genehmige mir in Bogotá ein paar Linien Koks. Ahhh. Sie riechen nach Katzenpisse.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, Cashflow negativ

Mark van Huissing

Plötzlich war ich gefragt im Stellenmarkt, wie man damals sagte. Das ist dreissig Jahre her – 1994, mit 29, hatte ich drei Angebote, als Redaktor bei der «Rundschau», einer Sendung des Schweizer Fernsehens, als Wirtschaftsredaktor von *Facts*, einer damals neu entwickelten Zeitschrift, sowie eines der *Weltwoche*. Ich entschied mich für die letztgenannte Redaktion, traf vielleicht die richtige Wahl (*Facts* gab's nicht lange und das SF – ach, wissen Sie). Jedenfalls erarbeitete ich mir rasch ein wenig Ausstrahlung dank manchmal streng urteilender Artikel über Manager von Mönepick, Migros et cetera. Und beantragte

So kam es, dass ich auf der Zielgeraden meiner Laufbahn weniger verdiene.

schon bald eine Lohnerhöhung von zehn Prozent (auf 110 000 Franken jährlich, ich erhielt sie schliesslich). *The future is bright*, meine Zukunft sei glänzend, dachte ich, trug eine Ray-Ban-Sonnenbrille und fuhr einen (knapp noch nicht klassischen) Jaguar.

Man durfte seinerzeit davon ausgehen, dass die in den folgenden dreieinhalb Jahrzehnten stattfindende Laufbahn, als Kurve dargestellt, leicht ansteigend verlaufen würde. Jedenfalls wenn man die erwartete Leistung erbrachte, keine Büroklammern oder Notizblöcke klatete, nicht die Praktikantin belästigte. Zudem gab's die Chance, richtig durchzustarten, Chefredaktor (oder Stellvertreter, auch nicht schlecht) zu werden. Oder allenfalls in die sogenannte Privatwirtschaft zu wechseln – der

Begriff fusst auf dem Denken vieler Journalisten, nach dem eine Redaktion oder ein Sender keine Unternehmen seien «wie eine Schröblifabrik» – als Pressesprecher einer Bank oder eines Industriebetriebs, was eher uncool gewesen wäre, aber karriere- respektive kohle-technisch natürlich attraktiv.

Was meine Entwicklung betraf, stimmte der Entwurf irgendwie: Es reichte zwar nicht zum Chefredaktor (nicht mal zum Stellvertreter), dafür beging ich auch keine Fahnenflucht in die Privatwirtschaft als Pressesprecher. Stattdessen wurde ich Kolumnist und, wie es in der Branche heisst, wenn man einem Kollegen mal ein Kompliment machen möchte, eine «Edelfeder». Oder, drei Buchstaben kurz, MvH. Alles gut also? Nun, man möchte auch Butter auf dem Brot beziehungsweise mehr verdienen als vor dem Aufstieg. Also nimmt man zusätzlich Auftragsarbeiten an – ich meine, Franz Kafka war Aushilfe auf einer Versicherung, Felix Salten, der «Bambi»-Autor, schrieb einen Porno und F. Scott Fitzgerald Reklametexte (ich brachte anzeigenkundennahe Magazine heraus, eines lag dreizehn Jahre der *Weltwoche* bei).

Es lief ziemlich gut. Nicht Grossbank- oder Private-Equity-Firmenkader-mässig gut, doch für einen freien Journalisten und Autor prima. Ich tradete folglich ein wenig *up*, was mein privates Leben angeht – kleine Eigentumswohnung in Zürich, bescheidene Ferienbude in Laax ... Wäre ich Rapper, würde ich schreiben: «You know the life.» Bis es nicht mehr so gut lief. Krise hier, Pandemie dort und, vor allem, das Internet. «Journalisten füllen die Rückseiten der Werbung» – alter Satz, wahrer Kern. Und wo erscheinen dann die Artikel, wenn keiner mehr Anzeigen schaltet, respektive wem schickt der Schreiber seine Rechnung?

So kam es, dass ich auf der Zielgeraden meiner Laufbahn weniger verdiene. Weniger als auf dem Höhepunkt, klar, aber auch weniger als nachdem ich aus den Startblöcken sprang, um die Sportmetapher weiter zu bemühen. Den Kosten meines Lebens ist das egal dummerweise, sie gehen deswegen nicht in die Knie. Das überlassen sie mir. Ganz ehrlich: Eine Zeitlang drückte das schon aufs Gemüt. Denn das war nicht der Plan, wirklich nicht.

Doch seit kurzem sehe ich's anders. Ich bin nicht bloss (wieder) Qualitätsjournalist, son-

dern fühle mich wie ein Start-up-Unternehmer (obwohl voll selbständig seit 2009). Drum habe ich nicht zu wenig Einkommen oder zu hohe Kosten (oder beides), sondern bin bloss im Augenblick noch «Cashflow negativ». Das tönt nicht nur besser, ist es auch, ach was: Es ist ein Gamechanger. Von Alphabet (Google) oder Apple bis Tesla machte jede Firma, die ganz gross wurde, am Anfang Verlust. Mit anderen Worten: Es ist nie zu spät für eine glänzende Zukunft mit Ray-Ban und Jaguar. Auch nicht für Sie – bevor ich MvH Industries dem Publikum öffne und an die Börse bringe, lasse ich es Sie wissen.



UNTEN DURCH

Dreimal auf Holz

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno ist abergläubisch. Er geht zum Beispiel nie unter einer Leiter durch. Ich auch nicht, aber meine Gründe sind rational: Es könnte ja ein Malermeister auf der Leiter stehen. Und wenn ich die Leiter beim Unterdurchgehen versehentlich umstosse, verschlimmere ich den Fachkräftemangel in der Schweiz. Es ist also sicherer, mit Abstand um die Leiter herumzugehen. Doch was, wenn einem dabei eine schwarze Katze über den Weg läuft? Aus Brunos Sicht wäre es dann genauso gefährlich, um die Leiter herum- wie unter ihr durchzugehen.

«In einem solchen Fall», sagte Bruno, als wir über das Problem sprachen, «bleibt man am besten stehen und zählt auf sieben. Nach sieben Sekunden ist ein Weg, über den eine schwarze Katze gegangen ist, nicht mehr gefährlich. Du kannst dann gefahrlos um die Leiter herumgehen.» Aber was, wenn die schwarze Katze alle sechs Sekunden vor der Leiter hin- und her-

geht, weil sie sich nicht entscheiden kann, wo sie scheissen soll? «In diesem Fall», sagte Bruno nach langem Überlegen, «steigt man am besten selbst auf die Leiter und springt dann von der Leiter aus über den Weg der Katze. Auf diese Weise ist man a) nicht unter der Leiter durchgegangen und hat b) aber auch nicht den Weg der Katze gekreuzt.» Man könnte denken, Aberglaube sei etwas für Dummköpfe, aber wie man sieht, kann es schnell zu hochkomplexen Problemstellungen kommen, die ohne ein abgeschlossenes Hochschulstudium nicht gelöst werden können. Umberto Eco, der Autor des Romans «Der Name der Rose», glaubte, als Professor den gesamten Problemkomplex des Aberglaubens in einem einzigen Satz lösen zu können. Dieser lautet: «Aberglaube bringt Unglück.» Aber wenn das stimmen würde, müsste ja allen, die den Freitag, den Dreizehnten für einen Unglückstag halten, an dem Tag ein Unglück zustossen. Die Unfallzahlen müssten an solchen Freitagen also signifikant ansteigen. Das ist aber nicht der Fall.

Untersuchungen von Versicherungsgesellschaften zeigen, dass an solchen Freitagen die Unfallzahlen oft sogar niedriger sind als an den Vortagen. Dies liegt daran, dass die Millionen von Abergläubigen sich an diesen Freitagen natürlich besonders vorsichtig verhalten. An dem Tag fahren sie zwanzig unter dem Tempolimit, wechseln niemals eine Glühbirne aus und halten sich beim Treppensteigen mit beiden Händen am Geländer fest. Aberglaube bringt also nicht Unglück, sondern verhindert es.

«Ich habe mal gelesen», sagte Bruno, «dass abergläubische Menschen eine höhere Lebenserwartung haben.» Das gilt aber nur, wenn man beim Vorbeigehen an einem Bestattungsgeschäft dreimal auf Holz klopft. Und nicht

Man könnte denken, Aberglaube sei etwas für Dummköpfe.

immer findet man auf der Strasse rechtzeitig Holz, so dass professionelle Abergläubige wie Bruno für Notfälle immer ein kleines Eichenbrettchen in der Tasche haben. An seinem Kühlschranks hängt so ein gläsernes Amulett mit einem stilisierten Auge, Bruno hat es mal in Istanbul gekauft. Es soll vor dem bösen Blick schützen. «Warum hängst du das an den Kühl-

schranks», fragte ich Bruno, «es kann dir doch egal sein, wenn deine Milch verhext wird. Ihr Haltbarkeitsdatum ist doch sowieso immer schon seit zwei Monaten abgelaufen.»

«Es ist egal, wo das hängt», sagte Bruno, «Hauptsache, es hängt.» Das war auch das Motto des Strafvollzugs im Mittelalter, der bekanntlich eine Tendenz zur Willkür hatte. Genau diese Willkür beunruhigt mich auch beim Aberglauben. Beispielsweise kriegt man in China ein Hotelzimmer mit der Nummer dreizehn zugewiesen, aber es gibt keine vierte Etage. In Italien wollen die Leute keine siebzehn in der Autonummer haben, aber am Freitag, dem Dreizehnten überholen sie rechts und wechseln mit nassen Händen riesige Glühbirnen aus. «Wir brauchen eine globale Vereinheitlichung der Unglückszahlen», sagte ich zu Bruno, «oder es wird etwas Schreckliches geschehen.»



SEX Was die Lust anregt

Dania Schifftan

Liebe Dania, welchen Einfluss hat die Ernährung eigentlich auf die Sexualität?

M. K., Chur

Austern, Schokolade und Chilis – sie alle haben eines gemeinsam: Sie gelten als aphrodisierend, das heisst, sie regen die Lust an. Die wissenschaftliche Erklärung für ihre Wirkung lässt sich meist auf eine stärkere Durchblutung zurückführen. Dass Sie, wenn Sie abends einen Teller voller Austern oder eine Tafel Schokolade essen, auf der Stelle vor Leidenschaft entflammen, ist jedoch Quatsch. Vielleicht können diese Nahrungsmittel einen Impuls setzen und eine Lust vergrössern, die schon da ist. Doch

von Austern allein wird fehlendes sexuelles Verlangen nicht erweckt.

Selbstverständlich gibt es auch Nahrungsmittel, die uns eher antriebslos und träge machen. Zu fettiges und blähendes Essen, das sich im Körper unangenehm anfühlt, lässt die Lust, sexuell aktiv zu werden, schwinden. Grund-

Doch von Austern alleine, wird ein fehlendes sexuelles Verlangen nicht erweckt.

sätzlich gilt: Eine ausgewogene Ernährung, regelmässige Bewegung und ein gesunder Lebensstil schaffen gute Voraussetzungen für eine erfüllte Sexualität. Doch eine solche ist erlernt, und das bedeutet, dass wir sie unabhängig von unserem Speiseplan gestalten dürfen. Lernen Sie, die Signale Ihres Körpers wahrzunehmen und zu deuten, Ihre zu Lust lenken und Erregung zu empfinden.

Eine leckere Spielart für einen Abend als Paar kann es sein, sich zu einem gemeinsamen Essen zu verabreden. Planen Sie einen erotischen Abend oder ein Verführungssessen und greifen Sie dabei auf die Lebensmittel zurück, die Ihnen zusagen. Probieren Sie Austern, Honig, Erdbeeren und Granatapfel aus und gestalten Sie das Essen gemeinsam, indem Sie sich Zeit nehmen, die Lebensmittel zuzubereiten, ihren Duft zu riechen, das Aroma zu schmecken und sich gegenseitig zu füttern. Ich wünsche Ihnen einen guten Appetit und viel Spass miteinander!

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch



Woke Faschos



Linksradikale machen sich derzeit zum Steigbügelhalter für Totalitäre.

Sowohl intuitiv als auch kühl analysiert war die progressive politische Seite, die Linke und der Liberalismus zusammengefasst, mit umspannenden philosophischen Konzepten und politischen Denksystemen der rechten Seite intellektuell stets überlegen. Die Aufklärer leisteten im achtzehnten Jahrhundert enorme Vorarbeit und erschütterten althergebrachte Vorstellungen in ihren Grund-

festen. Der Wokeismus prägt heute als dominante Kraft in den sozialen Medien das Lebensgefühl der jüngeren Generation. Seine Anklage gegen die westliche Lebensweise ist ahistorisch, antiintellektuell und brandgefährlich. Der Ruf «From the river to the sea – Palestine will be free» verbindet eine masochistische, postkoloniale Kapitalismuskritik auf der Folie von kruden Verschwörungstheorien

und übelsten antisemitischen Stereotypen mit dem Islamismus. Eine klassische kognitive Dissonanz. Man sollte nicht vergessen, dass es auch die ideologische Uneinigkeit der Progressiven war, die den Nationalsozialisten als Steigbügelhalter diente.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

PEANUTS
by SCHULZ



Exzentrik in der Wüste

Die «Doolittle»-Villa ist ein Prachtstück organischer Architektur – sie kann für viel Geld gemietet werden.

In der kalifornischen Mojave-Wüste stehen nicht nur die besonderen Yucca-Palmen, man stösst hin und wieder auch auf einzigartige Gebäude. Wenn man sie nicht übersieht. Ganz genau hinschauen muss man beispielsweise beim «Invisible House», einer riesigen verspiegelten Villa, die wie ein umgekippter Turm auf dem Wüstenboden des Joshua Tree Park liegt, oder, ganz in der Nähe, beim «Doolittle House». Beides sind exzentrische Bauten, die man mitten in der kargen Landschaft eigentlich nicht erwarten würde. Doch genau das macht den Reiz aus – nicht nur für den Betrachtenden, sondern auch für die Bauherren und Architekten.

Es war die Künstlerin Bev Doolittle, die, zusammen mit ihrem Mann Jay, das Gebäude Mitte der achtziger Jahre in Auftrag gegeben hatte. Seither überbieten sich Fachpresse, Besucher und Besitzer mit Vergleichen, mit denen sie dem Bau gerecht werden wollen: Mal «erhebt es sich wie ein Spinnentier aus der kalifornischen Wüste und schwebt mit seinen steinernen Stacheln in der Landschaft wie ein Ufo, das kurz vor der Landung steht» (*Architectural Digest*), ein andermal ist es «das unbekannteste grossartige Wohnhaus in Amerika von einem

der am wenigsten bekannten grossen Talente der Architektur» (*New York Times*). Eine der Besitzerinnen, Kristopher Dukes, bezeichnete es als eine «Fata Morgana in der Wüste». Wegen des unkonventionellen Lichteinfalls in den Räumen habe man zudem das «Gefühl, dass es das platonische Ideal des natürlichen Lebens ist».

Sicher ist, dass es sich beim «Doolittle House» um ein Prachtexemplar organischer Architektur handelt. Jener Bauweise, die neben ökologischer Rücksichtnahme die Harmonie von Gebäude, Gesellschaft und Natur anstrebt. Der berühmte amerikanische Architekt Frank Lloyd Wright prägte diesen Stil. Es verwundert also nicht, dass einer seiner kurzzeitigen Schüler, Kendrick Bangs Kellogg, das «Doolittle House» baute. In den sechziger Jahren hatte Kellogg auch das ziemlich auffällige «Onion House» im hawaiianischen Holualoa erdacht und eigenhändig erbaut, da er keinen Generalunternehmer fand, der sich traute, den innovativen Bau umzusetzen.

Das «Doolittle House» in Joshua Tree ist derweil eine veritable Wüstenattraktion geworden, in der man auch Ferien machen kann. Die luxuriöse Liegenschaft hat natürlich ihren Preis: Eine Nacht kostet um die 4500 Franken.



THIEL

Selbstverachtung

Baerbock: Ich mag Deutschland nicht.

Habeck: Ich auch nicht.

Faerer: Ich auch nicht.

Baerbock: Am besten wäre es, Deutschland untergehen zu lassen.

Faerer: Schon, aber wie?

Habeck: Wir brauchen einen Wirtschaftsminister, der die Wirtschaft zerschlägt.

Özdemir: Und einen Landwirtschaftsminister, der die Bauern in den Ruin treibt.

Lindner: Und einen Finanzminister, der das Volksvermögen verschleudert.

Faerer: Und eine Innenministerin, die die Grundrechte versenkt.

Pistorius: Und einen Verteidigungsminister, der das Land in einen Krieg hineinzieht.

Buschmann: Und einen Justizminister, der abweichende Meinungen verbietet.

Lauterbach: Und einen Gesundheitsminister, der die Menschen krank macht.

Lemke: Und eine Umweltministerin, die die Umwelt zerstört.

Stark-Watzinger: Und eine Bildungsministerin, die das Bildungssystem gegen die Wand fährt.

Paus: Und eine Familienministerin, die die Familie zersetzt.

Schulze: Und eine Entwicklungsministerin, die das Land mit illegalen Einwanderern flutet.

Schmidt: Und einen Bundesminister für besondere Aufgaben, der auch noch irgendetwas macht.

Scholz: Was denn?

Schmidt: Ist doch egal.

Scholz: Ich möchte einfach, dass die Hälfte der Kabinettsposten mit Frauen besetzt wird.

Pistorius: Denkst du, wir finden so viele unfähige Frauen?

Baerbock: Wozu hat man Koalitionspartner?

Habeck: Und falls wir zu wenige unfähige Frauen finden, machen wir es wie die CDU; wir nehmen die Unfähigste und machen sie zur Kanzlerin.

Scholz: Na, na, na, wir wollen es nicht übertreiben.

Andreas Thiel



«Wie ein Spinnentier»: «Doolittle House» in Joshua Tree.



Engagiert:
SRK-Präsident Thomas Zeltner.



Mittendrin: Bakel Walden
von der SRG-Geschäftsleitung.



Schwingerkönig Christian Stucki,
Karolina Frischkopf, Vizedirektorin SRK.



Thomas Baur, stellvertretender Konzernchef
Post, Jonathan Fisch, Leiter Medienstelle Post.



Packen an:
Leichtathletin Mujinga Kambundji, Topmodel Manuela Frey.

BEI DEN LEUTEN

Freude am Schenken

Das Schweizerische Rote Kreuz (SRK) feierte in Wabern schon zum 27. Mal «2×Weihnachten».

André Häfliger

In 566 Pakete verpackten Prominente und Freiwillige Geschenke, die an Weihnachten nicht erwünscht waren. Durchgeführt wurde die beliebte Aktion zugunsten bedürftiger Menschen vom SRK, von der Post, von Coop und der SRG. «Neben den Geschenken durften wir online wiederum gut 300 000 Franken an Spenden entgegennehmen», sagte SRK-Präsident **Thomas Zeltner**, früherer Chef des Bundesamtes für Gesundheit. In Corona-Zeiten kamen sogar bis zu einer Million Franken zusammen. Zeltner: «Wir sind sehr glücklich und dankbar. Es ist eine der schönsten und erfolgreichsten Aktivitäten unserer Organisation. Sie ist nötig, denn leider steigt die Anzahl armer Menschen stetig.»

Das bewegt auch die vielen SRK-Botschafterinnen und -Botschafter. Sie packten richtig an. «Hier mitzumachen, ist Ehrensache», sagte Sprintkönigin **Mujinga Kambundji**, die schon in Nepal und in Vietnam fürs SRK tätig war. Topmodel **Manuela Frey** feierte Silvester mit Freunden im Wallis, arbeitete fürs SRK schon in Malawi und Togo: «Es ist jedes Mal eine grosse Freude und Ehre.» Vorbildlich half

auch **Beatrice Simon** mit. Die frühere Berner Regierungsrätin ist heute Präsidentin der Stiftung der Berner Spitalkette Lindenhof.

Der ehemalige Fussballer **Andy Egli** freut sich auf das baldige Ice Snow Football in Arosa: «Das wird wieder ein Hit!» Um den beim FC St. Gallen entlassenen Sportchef **Alain Sutter** macht sich Egli keine Sorgen: «Einer wie er findet immer sofort etwas Neues!» Sängerin **Naomi Lareine** hat indes viel vor: «Dieses Jahr kommen viele neue Lieder von mir heraus.» Musiker **Oli Kehrli** erinnert sich vor allem an einen Song, «Les passantes», den er einst mit Fussballstar **Guillaume Hoarau** interpretierte. Hoarau ist zurück in der Schweiz und kommentiert die Champions League fürs welsche Blue Sport.

Zurück nach Wabern. «Diese SRK-Aktion ist sackstark», schwärmte **Christian Stucki**, Schwingerkönig von 2019 in Zug. Coop-CEO **Philipp Wyss** doppelte nach: «Auch für uns ist dies ein höchst ehrenvolles Engagement.» Post-Vizechef **Thomas Baur**: «Besser kann man es nicht machen. Kompliment an alle Beteiligten.»



Im Element:
Raymond Ruch, Kommunikationschef SRK.



Noch immer viel Elan:
Schweizer Fussball-Legende Andy Egli.



Motiviert: Beatrice Simon, Präsidentin
Stiftung Lindenhof, Bern.



Gefragt: der Berner Musiker
Oli Kehrli («Les Passantes»).



Hilft mit:
Sängerin Naomi Lareine («Limitless»).



Für mich und dich:
Coop-Online-Chef Philippe Huwyler, Moderatorin Mélanie Freymond.



Chefsache:
Coop-CEO Philipp Wyss.

Alles neu am Paradeplatz

Savoy Hotel Baur en Ville, Poststrasse 12,
8001 Zürich, Tel. 044 215 25 25

Als vor ein paar Jahren das «Savoy Hotel» in London nach längerem Umbau neu eröffnet wurde, kamen der saudische Prinz, dem das Hotel gehört, und der englische Kronprinz und heutige König Charles zur feierlichen Eröffnung. Das Hotel «Savoy» am Zürcher Paradeplatz wurde in den letzten Monaten ebenfalls nahezu vollständig erneuert und dann mit helvetischer Bescheidenheit kurz vor Weihnachten eröffnet. Noch ist nicht alles zu besichtigen, das Restaurant auf der Dachterrasse – auch in Zürich sind *roof gardens* Mode – muss noch auf besseres Wetter warten. Das Schicksal des «Savoy Hotel Baur en Ville», das 1838 als Luxushotel am Paradeplatz erbaut wurde, lag bisher in den Händen der benachbarten Credit Suisse.



Die Zukunft des «Savoy» soll gesichert sein – und es soll auch nicht irgendwohin verkauft werden. Geführt wird es neu von der international tätigen Mandarin-Oriental-Gruppe, die weltweit rund vierzig Fünf-Sterne-Häuser betreibt. Der Saal im ersten Stock des Hauses bleibt erhalten, aber im Erdgeschoss wurde stark umgebaut. Auch in der Eingangshalle kann man sich nun niederlassen. Die Bar liegt jetzt zwischen der Halle und dem Eingang vom Paradeplatz, und sie wurde mit einer Brasserie

kombiniert. Entsprechend ist auch das Angebot: Hummer, Austern, Seezunge, überbackene Zwiebelsuppe oder ein Wiener Schnitzel. Bei unserem Besuch am zweiten Tag nach der Eröffnung war noch nicht die Zeit für eine faire Kritik des Niveaus von Service und Küche. Die Austern stellten am wenigsten Anforderungen an die Küche, und ein viel zu warmer Champagner wurde problemlos durch einen ausreichend gekühlten ersetzt. Das hier modisch mit Randen durchsetzte Tatar ist allerdings keine wirklich gute Idee, da die blutroten Rüben das Rindfleisch nicht nur farblich verfälschten, sondern auch mit ihrem süsslichen Geschmack.

Wie gesagt, für ein Urteil ist es zu früh; wir freuen uns aber darauf, bald einmal das Restaurant «Orsini», das nach wie vor Bestandteil des «Savoy» ist, zu besuchen, um festzustellen, ob die Küche dieses Traditionslokals in alter Qualität wiederauferstanden ist.

WEIN / PETER RÜEDI

Duft des Mistral

Domaine Fontchêne (René Milan): Léon
2020. Alpilles IGP. 13,5%. Vinoversum, Nef-
tenbach. Fr. 26.–. Vinoversum.ch

Die Provence ist ein Landstrich mit einem grossen Sehnsuchtpotenzial. Ihr urbanes Zentrum ist die Metropole Marseille und ihr touristischer Hotspot die Côte d'Azur, die Mittelmeerküste östlich davon bis Cannes. Ihr heisser Atem aber weht im Hinterland als Mistral über die Garrigue, die kräuterduftende Macchia. Der prägt auch, zumindest in der Fantasie, die Aromatik der Weine, die in deren Nachbarschaft wachsen. Die haben in den letzten Jahrzehnten ein atemberaubendes Qualitäts-Crescendo hinter sich. Aus der (noch küstennahen) Appellation Bandol, den Côtes du Luberon, den Bouches-du-Rhône mit ihren Unterregionen (Les Beaux, Les Alpilles) kommen Weine, die man sich vor ein paar Jahrzehnten noch nicht hätte träumen lassen. Damals meinte Provence zunächst einmal «Rosé de Provence», jene Billigqualitäten, mit denen man sich von den Regalen der Grossverteiler für



Studentenfeten eindeckte, wenn der Liter-Chianti im Bastrock alle war.

Nicht alles, was früher war, war besser. Nicht beim Wein, und ganz gewiss nicht beim Wein aus der Provence. Es gibt welchen, der ist heute dem Vergleich mit den Eminenzen aus Châteauneuf-du-Pape durchaus gewachsen. Den Trévallon von Eloi Dürrbach vom Nordhang der genannten Alpilles, des Gebirgszugs nördlich von Les Beaux, umgibt gar die Aura eines eigentlichen Kultweins. Er kommt aus dem Dorf Saint-Etienne-du-Grès. Das liegt ein paar Kilometer neben dem Städtchen Saint-Rémy-de-Provence.

Ende der Geografiestunde. In ebendiesem zauberhaften Saint-Rémy gründete René Milan, der eigentlich von einem Leben als

Fussballprofi träumte und zu seinem und unserem Glück rechtzeitig auf den Weinbau verfiel, 2013 seine kleine feine Domaine Fontchêne, nach einem Studium in Oran und einer vierjährigen Lehrzeit beim ebenfalls hier ansässigen Château Romanin. Was insofern von Bedeutung ist, als dieser grosse Betrieb (inzwischen in amerikanischem Besitz) seit 1988 nach biodynamischen Grundsätzen geführt wurde. Nach denen arbeitet Milan als skrupulöser Landarbeiter auf den acht Hektar seiner fünf Einzel-lagen («Pour moi, l'essentiel se passe dans les vignes»). Das ist (wie auch der allenthalben gebrauchte Begriff Terroir) schwer zu quantifizieren, aber unzweifelhaft zu spüren. Auch in diesem «Léon», einer feinen Cuvée aus Merlot (41%), Syrah (41%) und Mourvèdre (18%), attraktiv, aber nicht vorlaut in der Aromatik (Kirschen, Johannisbeeren u. a.), vielfältige provenzalische Würze, volle Resonanz am Gaumen mit schöner Fruchtsüsse und Länge, dabei sauber balanciert mit frischer Säure.

Eine Freude vom ersten bis zum (zu rasch genossenen) letzten Schluck.

Urknall

Teil vier der SUV-Serie: In einem Mercedes zu sitzen, bleibt eine Prestigefrage – auch beim GLE 53 Coupé.



Automobilfragen gehören möglicherweise zu den wenig beachteten Aspekten kindlicher Prägung. Ich bin beispielsweise alt genug, um mich erinnern zu können, dass die Einführung der C-Klasse von Mercedes-Benz im Jahre 1982 ziemlich kontrovers war. Den «Baby Benz» fanden nicht alle eine gute Idee, der Hersteller aus Stuttgart stand schliesslich für Ober- und Mittelklassewagen der Reihen S und E.

Vielleicht bin ich da auch etwas zu unflexibel, aber für mich sollte ein Mercedes bis heute ein gewisses Mass an Gravität haben. Obwohl, objektiv betrachtet, eine A-Klasse ein ziemlich gutes Auto im Kompaktwagensegment ist, erwarte ich von einem Mercedes ein sichtbares Mass an Prestige. Als ich kürzlich mit dem neuen Mercedes-AMG GLE 53 4 Matic+ Coupé in die Walliser Berge fuhr, schien mir dies die perfekte Fahrzeug-Fahrer-Ziel-Kombination zu sein. Schliesslich handelt es sich um ein ziemlich mächtiges, sehr präsenten SUV beziehungsweise um einen Geländewagen. Alle SUVs von Mercedes tragen ein «G» im Namen, das als Referenz an die G-Klasse, so etwas wie der Urknall der Marke im Segment der robusten Allradfahrzeuge, gelesen werden muss.

Der GLE als Coupé ist eine bullige Erscheinung, die ab- und auffallende Dachlinie gibt ihm ein Aussehen, das an gewisse Saurierarten erinnert. Für andere Verkehrsteilnehmer mag das einschüchternd wirken, als Fahrer eines GLE behagt mir diese Ausstrahlung von Robustheit sehr. Sie trägt viel dazu bei, dass ich mich auf der langen Fahrt nach Crans-Montana, wohin

ich mit dem Mercedes unter anderem fahren musste, sehr entspannt zurücklehnen konnte.

Egal, ob lange, etwas langweilige Autobahnabschnitte oder windige Strassen in die Berge hinauf – der neue Mercedes-AMG GLE 53 ist jederzeit genau das, was ich mir schon als Kind über ein Auto mit Stern auf der Haube herbeifantasiert habe. Auf der Autobahn, um damit zu beginnen, nimmt einem das Paket an Assistenzsystemen die meiste Arbeit ab. Ich bin ein ausgesprochener Befürworter des teilautonomen Fahrens. Fahrerische Routinetätigkeiten bei viel Verkehr überlässt man besser der freundlichen Armee der Sensoren, die sehr viel zuverlässiger ans Werk geht als der Mensch. Und was Mercedes in dieser Hinsicht anbietet, gehört zum Besten auf dem Markt.

Auf der schmalen, kurvigen und teilweise schneebedeckten Strasse nach Crans-Montana dann verwandelt sich der grosse SUV in ein überraschend agiles Fahrzeug. Dazu trägt neben praktischen Innovationen wie Allradlenkung und -antrieb der sehr feine Sechszylinder-Reihenmotor mit seinem kernig-knurrigen Klang bei. Er bringt es als Mild-Hybrid-System auf 455 PS. Das ist absolut ausreichend, um dem GLE 53 die unverzichtbare Aura der Oberklasse zu garantieren.

Mercedes-AMG GLE 53 4Matic+ Coupé

Motor/Antrieb: 6-Zylinder-Turbo-Reihenmotor, Mild-Hybrid, 9-Gang-Speedshift, Allradsystem; Hubraum: 2999 ccm; Systemleistung: 435+20 PS / 320+15 kW; max. Drehmoment: 560 Nm; Verbrauch (WLTP): 10,5 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,0 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 130 000.–; Testwagen: Fr. 150 683.–

Nächste Woche: Audi Q5 TFSI e



OBJEKT DER WOCHE

Schmiermittel der Ideologien

1986 Kweichow Five Star Moutai
Erwarteter Erlös: ca. Fr. 10 000.–
(zwei Flaschen)

Der Schanghaier Ableger von Sotheby's versteigert derzeit Hochprozentiges: Unter anderem hat das britische Auktionshaus zwei Flaschen des chinesischen Edelschnapses Moutai von 1986 im Angebot. Zu diesem Zweck soll deren exquisiter Inhalt natürlich auch verbal veredelt sein, und so preist Sotheby's die Ware als «flüssige Jade» an. Auf der anderen Seite des Pazifiks, in Amerika, hat der Branntwein aus roter Hirse und Weizen, der immerhin einen Alkoholgehalt von 53 Prozent aufweist, auch schon weniger süffige Namen bekommen: Von «weissem Blitz» oder «flüssigen Rasierklingen» war die Rede.

Im Westen berühmt gemacht hatte Moutai – auch Maotai – Richard Nixon. Bei seiner von Henry Kissinger eingefädelt historischen Reise nach China von 1972 – es war das erste Mal, dass ein amerikanischer Präsident auf einen Staatsbesuch ins kommunistische Land flog – stiessen Nixon und der chinesische Premierminister Zhou Enlai mit ebendiesem Schnaps auf neuen Schwung zwischen Kapitalismus und Planwirtschaft an: Moutai als Schmiermittel der Ideologien. Anlass war ein Bankett, das die Chinesen zu Ehren der Amerikaner ausrichteten. Nixons Berater hatten dem Präsidenten davor dringend abgeraten, Moutai zu trinken. Er tat es dennoch. Machthaber Mao Zedong war an diesem Abendessen übrigens nicht anwesend.

Benjamin Bögli

Andreas Glarner, Nationalrat

Der SVP-Mann würde gern gut tanzen können; er glaubt nicht an eine menschengemachte Erderwärmung; das letzte Mal geweint hat er bei den Hochzeiten seiner beiden Töchter.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Andreas Glarner: Alt Bundesrat Christoph Blocher – als Mensch, als Unternehmer, als Politiker und vor allem auch, weil er die Schweiz vor einem Riesenfehler bewahrt hat!

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Glarner: Dass die Erderwärmung nicht menschengemacht ist und wir sie deshalb nicht aufhalten können.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Glarner: Als Nationalrat viel zu viel und als Start-up-Unternehmer zurzeit noch nichts.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Glarner: Liebe, Lust, Leidenschaft, Treue, Loyalität, Intelligenz, Cleverness, Humor, eine gepflegte Erscheinung.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Glarner: Vor dem Verlust eines nahestehenden Menschen und vor Krieg.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Glarner: Bei den Hochzeiten meiner beiden Töchter.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Glarner: Toni Brunner, Marcel Dettling, Diana Gutjahr und Christian Imark.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Glarner: Ja – aber mit seinem Bodenpersonal habe ich grosse Mühe.

Weltwoche: Welches sind Ihre Vorschläge fürs 2024?

Glarner: Ich möchte fünfzehn Kilogramm abnehmen.

Weltwoche: Wann hatten Sie das letzte Mal Sex?

Glarner: Vorgestern.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Glarner: Den Song «River Flows in You» von Yiruma.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Glarner: Von verpassten Terminen.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Glarner: Mein Übergewicht und meine Unsportlichkeit.



«Tue recht und scheue niemanden»: Politiker Glarner, 61.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Glarner: Mit Judit Varga, der vorherigen Justizministerin Ungarns.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Glarner: Nein!

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Glarner: Charlie Trumper in «Triumph und Fall» von Jeffrey Archer.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Glarner: Tue recht und scheue niemanden.

Weltwoche: Welchen Rat würden Sie dem fünfzehnjährigen Andreas Glarner geben?

Glarner: Lerne einen anständigen Beruf.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Glarner: Es kommt auf die Umstände an ...

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Glarner: Weil ich Fleisch zu sehr liebe und das Gemüse nicht davonrennen kann.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Glarner: Unsere Seele geht zurück zum Schöpfer – unser Körper den Weg alles Irdischen.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Glarner: Alle straffälligen Asylbewerber haben jeglichen Anspruch verwirkt und werden sofort ausgeschafft.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

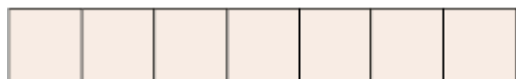
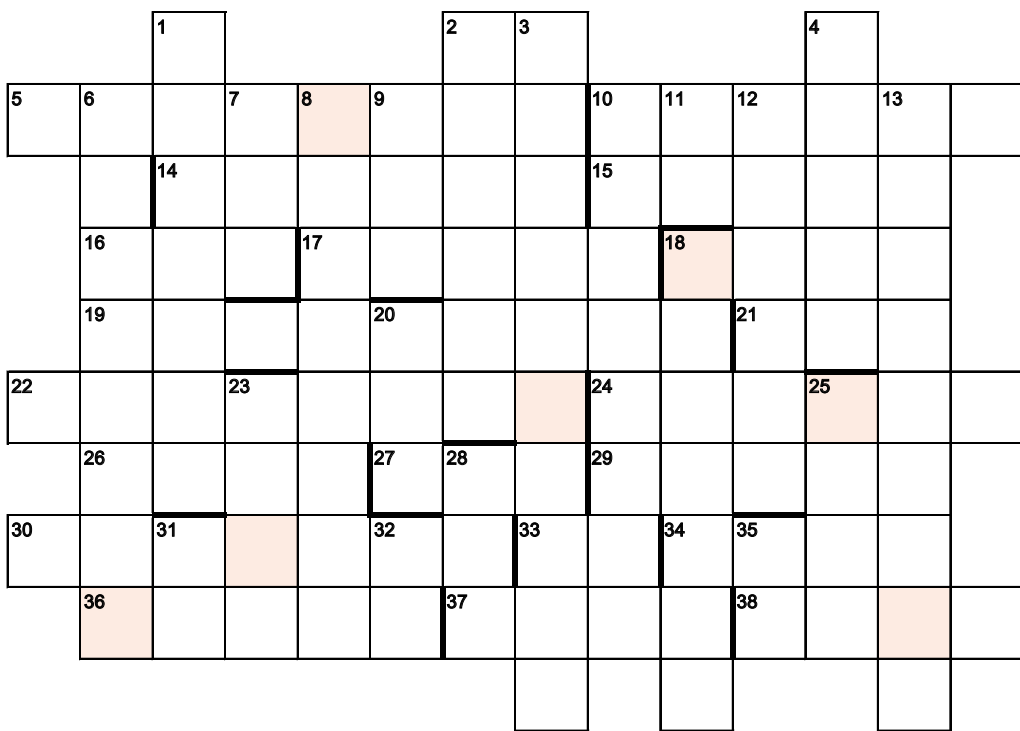
Glarner: Gut Golf spielen und tanzen zu können.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Glarner: Mein Vater und mein Grossvater.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Glarner: In den Armen meiner lieben Partnerin.



Lösungswort — Filz herstellendes Fabelwesen?

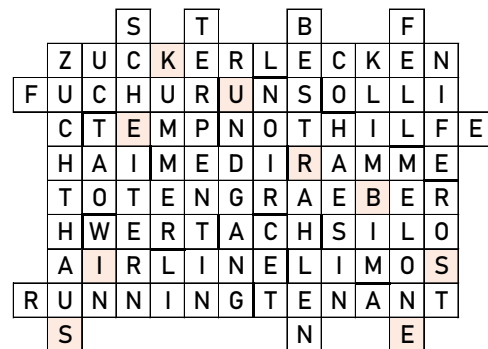
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 ist giftig und auch mit best gesundheitsschädlich 5 angemessenes Strassenfeger-Entgelt? 10 wenn sie jemand hinauf..., wäre er danach ein Stockwerk höher 14 liegt auf dem Teller oder sitzt im Bundeshaus 15 was Mathematiker in vollem Masse nützlich finden 16 schlau, aber nicht richtig ausgedeutcht 17 sind in Wassereimern enthalten und können zum Dichten verwendet werden 18 schneefreier Klimaerioden-Abschnitt 19 Gegenteil von nachgehen? 21 logischer Operator in Sanduhren 22 von Ehrgeizigen und von Vermessungsingenieuren anvisiert 24 in der Hand nützlich, im Gesicht nur lästig 26 Indern und Kreuzworträtlern wohlbekannter Butter-schmalz 27 männlicher Teil von Kleopatra 29 diese Gottheit hatte in der arabischen Welt Gewicht 30 exakt auf dieselbe Weise, nur anders formuliert 33 eine verkürzte Seemeile pro Stunde 34 bekannter Glock in Baltimore 36 Brettspiel für Weisshandgibbons? 37 ein Jahr weniger als years ago 38 Verbindung, die Bamberg mit Sambesi teilt

Senkrecht — 1 Gang für Schall oder Schmuck 2 Zeit des reformierten Appenzellerlands? 3 eingedeutschte Karaokebar? 4 zweisprachige Ich-Männer im Nahen Osten 6 Glacetick? 7 einst mit weissen Tigern auf der Bühne oder Black 8 Wegkreuz neu zusammengesetzt 9 dieses dieses kommt einem spanisch vor 10 dazu verkriechen sich Engländer meist unter die Bettdecke 11 mit Bi in Thermoelementen, mit Gel in Berlin zu finden 12 haben Geschosse auf Zielscheiben und Werbekampagnen auf Zielgruppen 13 erhält, wer Gardenien mit einer Mikrobe verschmilzt 18 Gewürzgeräusch? 20 importierter Brennstoff in Boilern 23 hört sich nach hier an, ist aber kein hiesiges hören 25 kann schwellen oder frisieren 28 mit «oh Morgerot» könnte sie gemeint sein 31 liegt mitten in Panama 32 (Vielen viel zu) kurzer Ruhetag 35 das Ende von Suburbia

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 849



Waagrecht — 5 ZUCKERLECKEN (Zuckerl-Ecken) 12 FUCHUR (Glücksdrache in «Die unendliche Geschichte») 13 (K)UNSt 15 (V)OLLIdiot 16 TEMP (Abk. f. temporär) 17 NOTHI(ng but Thieves – ein Rudel Wö) LFE 19 (T)HAIland 20 MEDItieren 21 RAMME 23 TOTENGRAEBER (Toten Gräber) 25 WERT (wer T (sagt)) 26 ACHt 28 YpSI-LON-Chromosom 29 AIRLINE 31 LIMOS (altgriech. Personifizierung d. Hungers) 32 RUNNING 33 TENANT (engl. f. Pächter; ten, ant)

Senkrecht — 1 [SC]HEITER[N] 2 TERPEN-TIN 3 BESTRAHLEN (Best-r-Ahlen) 4 FELL 5 ZUCHTHAUS 6 (B)UCh 7 KUMMER («Die 6 Kummerbuben») 8 RUNDGANG 9 CO (Compagnie, Kohlenmonoxid) 10 [K]LIM-B[IM] 11 KoNIFERen 14 NOIR (franz. f. schwarz) 16 BrusTAOrten 18 HAESIN 22 MELONE 24 ROST 25 WINter 27 CET (franz. f. dieses) 30 Libellen

Lösungswort — **KUERBISSE**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



PEUGEOT

DER NEUE E-2008

100 % ELECTRIC



AUS SELBSTBEWUSSTSEIN ENTSTEHT ANZIEHUNG.

Vollelektrischer Antrieb
PEUGEOT i-Cockpit® 3D mit 10" HD-Touchscreen
Bis zu 406 km* Reichweite

Abgebildetes Modell: Neuer PEUGEOT E-2008 GT Elektromotor 156 PS. CO₂-Emissionen (kombiniert, WLTP): 0 g/km, Verbrauch (kombiniert, WLTP): 16.7 kWh/100 km, Energieeffizienzklasse: A

* Maximale elektrische Reichweite im kombinierten WLTP-Zyklus.

